

Sagen

Zwischen Sage und Märchen hatte das 18. Jahrhundert noch keine scharfe Trennungslinie gezogen. Die Gegnerschaft der Aufklärungspädagogik gegen das Märchen schloß deshalb die Ablehnung der Sage ein. Beide Formen volkstümlichen Erzählens galten als gleich gefährliche Stätten des Aberglaubens. Die schauerlichen Erzählungen von Geistern, Kobolden und schwarzen Männern, von Riesen und Zwergen u. dergl. führten nur, so die Aufklärungspädagogik, zu einer tiefen Verängstigung und Verstörung der Kinder und hemmten ihre Entwicklung zu autonomen Vernunftwesen. Wenn die Romantik nun Märchen und Sage zum eigentlichen Zentrum der Kinderliteratur erklärte, stellte sie das aufklärerische Konzept von Jugendliteratur geradewegs auf den Kopf. Begründet war dies in der neuen, romantischen Sicht von Kindheit und Jugend, die als wesensverwandt mit den mythischen Anfängen der Menschheit und der Nationen angesehen wurden. Kinder und Jugendliche hatten danach in der Welt dessen, was die Aufklärung verkennend Aberglauben nannte, ihre wahre Heimat.

Die Sagensammlung der Brüder Grimm von 1816/18 hatte den Erfolg ihrer Märchensammlung nicht wiederholen können; sie gab sich auch spröder und mehr als volkskundlich-wissenschaftliches Werk. Dennoch waren zahlreiche Stücke der Sammlung schnell in die Kinder- und Jugendliteratur eingedrungen. Einen gewichtigen Beleg hierfür geben erneut die Anthologien von Heinrich Dittmar ab, dem wohl am stärksten romantisch ausgerichteten Lesebuchautor der Zeit; hier sind schon zu Beginn der zwanziger Jahre zahlreiche Sagen der Grimms erschienen. Doch findet sich bereits im Vorwort der Grimmschen Sammlung ein Hinweis, der die jugendliterarische Wirkungsgeschichte der Sage einleiten und entscheidend prägen sollte. Das Märchen, so heißt es dort, fasse »den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrach-

tung«; die Sage dagegen diene »schon zu einer stärkeren Speise«, die »mehr Ernst und Nachdenken« erfordere. Damit war die Sage zur eigentlichen Gattung romantischer Jugendliteratur deklariert, das Märchen nun deutlicher der Stufe der Kindheit zugewiesen. Diese altersmäßige Differenzierung zwischen Sagen- und Märchenrezeption wurde schnell zum Gemeingut. Im Vorwort zu seinem Märchenbuch von 1845 brachte Bechstein diese Zuordnung auf eine einprägsame Formel: »Das Märchen ist dem Kindesalter der Menschheit vergleichbar [...].« »Die Sage ist dem Jugendalter zu vergleichen; [...] sie strebt in gewissen Zügen doch schon dem Alter der Reife, der Geschichte, zu.«

Die Sage erhielt damit eine Zwischenstellung: Sie wurde gleichsam zur Vermittlerin zwischen der romantischen Märchenwelt der Kindheit und der nüchternen, rationalen Welt der Erwachsenen. Eine Zwischenstellung aber nahm die Sage auch im Streit der literarischen Schulen ein. Auf ihrem Gebiet berührte sich die Romantik stärker mit anderen literarischen Strömungen der Zeit. Die Sage fand in allen Lagern eine ungeteilte Zustimmung, als es beim Märchen der Fall war. Gerade auf dem Feld der Erziehung blieb der Einsatz von Märchen ein äußerst kontroverser Punkt, während bei der Sage schnell Einigkeit erzielt wurde. Das alle Lager einigende Band war die Einsicht in die Bedeutsamkeit der Sage für die nationale Geschichte; sie galt als wirksames Mittel einer früh einsetzenden Nationalerziehung, das allem nüchternen Geschichtsunterricht weit überlegen war. Mit ihr ließ sich zudem auch wirksam die nordische Mythologie wiederbeleben und gleichberechtigt neben die antike rücken, was als bedeutsame Voraussetzung für die Herausbildung eines Nationalbewußtseins angesehen wurde.

Die wiederentdeckte Sagenwelt wurde von der nachromantischen und biedermeierlichen Lyrik, die sich zum Volkshafsten, Epischen und Historischen hin entwickelt hatte, begierig als neuer Stoff aufgegriffen. Die an Sagenstoffen reiche Romanzen- und Balladendichtung Chamisso,

Uhlands und Kernalers etwa, schließlich die eines August Kopisch, wurden schnell zu einem festen Bestandteil der Kinder- und Jugendliteratur; gesammelt in Liederchroniken und umfangreichen Balladenschätzen fanden sie ihre Verbreitung. Daneben hielten sich Prosadarbietungen der Sagenstoffe: Die schmucklose und zugleich archaische Gestalt, die die Sagen bei den Grimms noch aufwiesen, wurde hierbei zugunsten erzählerischer Ausgestaltung aufgegeben. Die so entstandenen Jugendsagen boten zugleich auch wieder die Möglichkeit zu ausgiebiger moralischer und historischer Belehrung.

JACOB UND WILHELM GRIMM

Deutsche Sagen.

Berlin 1816-18

[I, 24] *Das Riesen-Spielzeug.*

Im Elsaß auf der Burg Nideck, die an einem hohen Berg bei einem Wasserfall liegt, waren die Ritter vorzeiten große Riesen. Einmal ging das Riesen-Fräulein herab ins Thal, wollte sehen, wie es da unten wäre und kam bis fast nach Haslach auf ein vor dem Wald gelegenes Ackerfeld, das gerade von den Bauern bestellt ward. Es blieb vor Verwunderung stehen und schaute den Pflug, die Pferde und Leute an, das ihr alles etwas neues war. »Ei, sprach sie, und ging herzu, das nehm ich mir mit.« Da kniete sie nieder zur Erde, spreitete ihre Schürze aus, strich mit der Hand über das Feld, fing alles zusammen und thats hinein. Nun lief sie ganz vergnügt nach Haus, den Felsen hinaufspringend, wo der Berg so jäh ist, [25] daß ein Mensch mühsam klettern muß, da that sie einen Schritt und war droben.

Der Ritter saß gerade am Tisch, als sie eintrat. »Ei, mein Kind, sprach er, was bringst du da, die Freude schaut dir ja aus den Augen heraus.« Sie machte geschwind ihre Schürze auf und ließ ihn hineinblicken. »Was hast du so Zappelliches darin?« »Ei Vater, gar zu artiges Spielding! so was schönes hab ich mein Lebtag noch nicht gehabt.« Darauf nahm sie eins nach dem andern heraus und stellte es auf den Tisch: den Pflug, die Bauern mit ihren Pferden; lief herum, schaute es an, lachte und schlug vor Freude in die Hände, wie sich das kleine Wesen darauf hin und her bewegte. Der Vater aber sprach: »Kind, das ist kein Spielzeug, da hast du was schönes angestiftet! Geh nur gleich und trags wieder hinab ins Thal.« Das Fräulein weinte, es half aber nichts. »Mir ist der Bauer kein Spielzeug, sagt der Ritter ernsthaftig, ich leids nicht, daß du mir murrst, kram alles sachte wieder ein und trags an den nämlichen Platz, wo du's genommen hast. Baut der Bauer nicht sein Ackerfeld, so haben wir Riesen auf unserm Felsen-Nest nichts zu leben.«

[29] *Friedrich Rothbart auf dem Kyfhäuser.*

Von diesem Kaiser gehen viele Sagen im Schwange. Er soll noch nicht todt seyn, sondern bis zum jüngsten Tage leben, auch kein rechter Kaiser nach ihm mehr aufgekommen. Bis dahin sitzt er verholen in dem Berg Kyfhausen und wann er hervorkommt, wird er seinen Schild hängen an einen dürren Baum, davon wird der Baum grünen und eine beßre Zeit werden. Zuweilen redet er mit den Leuten, die in den Berg kommen, zuweilen läßt er sich auswärts sehen. Gewöhnlich sitzt er auf der Bank an dem runden steinernen Tisch, hält den Kopf in der Hand und schläft, mit dem Haupt nickt er stetig und zwinkert mit den Augen. Der Bart ist ihm groß gewachsen, nach einigen durch den steinernen Tisch, nach andern um den Tisch herum, dergestalt daß er dreimal um

die Rundung reichen muß, bis zu seinem Aufwachen, jetzt aber geht er erst zweimal darum.

Ein Bauer, der 1669 aus dem Dorf Reblingen Korn nach Nordhausen fahren wollte, wurde von einem kleinen Männchen in den Berg geführt, mußte sein Korn ausschütten und sich dafür die Säcke mit Gold [30] füllen. Dieser sah nun den Kaiser sitzen, aber ganz unbeweglich.

Auch einen Schäfer führte ein Zwerg hinein, da stand der Kaiser auf und fragte: fliegen die Raben noch um den Berg? Und auf die Bejahung des Schäfers rief er: nun muß ich noch hundert Jahre länger schlafen.

Der Birnbaum auf dem Walsersfeld.

Bei Salzburg auf dem sogenannten Walsersfeld soll demal-einst eine schreckliche Schlacht geschehen, wo alles hinzulaufen und ein so furchtbares Blutbad seyn wird, daß den Streitenden das Blut vom Fußboden in die Schuh rinnt. Da werden die bösen von den guten Menschen erschlagen werden. Auf diesem Walsersfeld steht ein ausgedorrter Birnbaum zum Angedenken dieser letzten Schlacht; schon dreimal wurde er umgehauen, aber seine Wurzel schlug immer aus, daß er wiederum anfang zu grünen und ein vollkommner Baum ward. Viele Jahre bleibt er noch dürr stehen, wann er aber zu grünen anhebt, wird die gräuliche Schlacht bald eintreten und wann er Früchte trägt, wird sie anheben. Dann wird der Baierfürst seinen Wappenschild daran aufhängen und niemand wissen, was es zu bedeuten hat.

[38] *Das stille Volk zu Plesse.*

Auf dem hessischen Bergschloß Plesse sind im Felsen mancherlei Quellen, Brunnen, Schluchten und Höhlen, wo der Sage nach Zwerge wohnen und hausen sollen, die man das

stille Volk nennt. Sie sind schweigsam und gutthätig, dienen den Menschen gern, die ihnen gefallen. Geschieht ihnen ein Leid an, so lassen sie ihren Zorn doch nicht am Menschen aus, sondern rächen sich am Vieh, das sie plagen. Eigentlich hat dies unterirdische Geschlecht keine Gemeinschaft mit den Menschen und treibt inwendig sein Wesen, da hat es Stuben und Gemächer voll Gold und Edelgestein. Steht ihm ja etwas oben auf dem Erdboden zu verrichten, so wird das Geschäft nicht am Tage, sondern bei der Nacht vorgenommen. Dieses Bergvolk ist von Fleisch und Bein, wie andere Menschen, zeugt Kinder und stirbt; allein es hat die Gabe, sich unsichtbar zu machen und durch Fels und Mauer eben so leicht zu gehen, als wir durch die Luft. Zuweilen er-[39]scheinen sie den Menschen, führen sie mit in die Kluft und beschenken sie, wenn sie ihnen gefallen, mit kostbaren Sachen. Der Haupteingang ist beim tiefen Brunnen; das nahegelegene Wirthshaus heißt: zum Rauschenwasser.

[233] *Die Hirtenjungen.*

Am Johannistag kamen zwei Hirtenknaben, indem sie den jungen Vögeln nachstellten, in die Gegend des Heilingsfelsen und erblickten unten an demselben eine kleine Thüre offenstehen. Die Neugierde trieb sie hinein; in der Ecke standen zwei große Truhen, eine geöffnet, die andere verschlossen. In der offenen lag ein großer Haufen Geld, sie griffen hastig danach und füllten ihre Brotsäcklein voll. Drauf kams ihnen greulich; sie eilten nach der Thüre, glücklich trat der erste durch. Als aber der zweite folgte, knarrten die [234] Angel fürchterlich, er machte einen jähen großen Sprung nach der Schwelle, die Thüre fuhr schnell zu und riß ihm noch den hölzernen Absatz seines linken Schuhs ab. So kam er noch heil davon und sie brachten das Geld ihren erfreuten Eltern heim.

[328] *Der binger Mäusethurm.*

Zu Bingen ragt mitten aus dem Rhein ein hoher Thurm, von dem nachstehende Sage umgeht. Im Jahr 974. ward große Theuerung in Deutschland, daß die Menschen aus Noth Katzen und Hunde aßen und doch viel Leute Hungers starben. Da war ein Bischof zu Mainz, der hieß Hatto der andere, ein Geizhals, dachte nur daran, seinen Schatz zu mehren und sah zu, wie die armen Leute auf der Gasse niederfielen und bei Haufen zu den Brotbänken liefen und das Brot nahmen mit Gewalt. Aber kein Erbarmen kam in den Bischof, sondern er sprach: »lasset alle Arme und Dürftige sammeln in einer Scheune vor der Stadt, ich will sie speisen.« Und wie sie in die Scheune gegangen waren, schloß er die Thüre zu, steckte mit Feuer an und verbrannte die Scheune sammt den armen Leuten. Als nun die Menschen unter den Flammen wimmerten und jammerten, rief Bischof Hatto: »hört, hört, wie die Mäuse pfeifen!« Allein Gott der Herr plagte ihn bald, daß die Mäuse Tag und Nacht über ihn liefen und an ihm fraßen, und vermochte sich mit aller seiner Gewalt nicht wider sie behalten und bewahren. Da wußte er endlich keinen andern Rath, als er ließ einen Thurn bei Bingen mitten in den Rhein bauen, der noch heutiges Tags zu sehen ist, und meinte sich darin zu fristen, aber die [329] Mäuse schwammen durch den Strom heran, erklimmen den Thurn und fraßen den Bischof lebendig auf.

[330] *Die Kinder zu Hameln.*

Im Jahr 1284 ließ sich zu Hameln ein wunderlicher Mann sehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem, buntem Tuch an, weshalb er *Bunding* soll geheißen haben, und gab sich für einen Rattenfänger [331] aus, indem er versprach, gegen ein gewisses Geld die Stadt von allen Mäusen und Ratten zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und versicherten

ihm einen bestimmten Lohn. Der Rattenfänger zog demnach ein Pfeifchen heraus und pfiff, da kamen alsobald die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorgekrochen und sammelten sich um ihn herum. Als er nun meinte, es wäre keine zurück, ging er hinaus und der ganze Haufe folgte ihm, und so führte er sie an die Weser; dort schürzte er seine Kleider und trat in das Wasser, worauf ihm alle die Thiere folgten und hineinstürzend ertranken.

Nachdem die Bürger aber von ihrer Plage befreit waren, reute sie der versprochene Lohn und sie verweigerten ihm dem Manne unter allerlei Ausflüchten, so daß er zornig und erbittert wegging. Am 26sten Juni auf Johannis und Pauli Tag, Morgens früh sieben Uhr, nach andern zu Mittag, erschien er wieder, jetzt in Gestalt eines Jägers erschrecklichen Angesichts mit einem rothen, wunderlichen Hut und ließ seine Pfeife in den Gassen hören. Als bald kamen diesmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder, Knaben und Mägdlein vom vierten Jahr an, in großer Anzahl gelaufen, worunter auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters war. Der ganze Schwarm folgte ihm nach und er führte sie hinaus in einen Berg, wo er mit ihnen verschwand. Dies hatte ein Kinder-Mädchen gesehen, welches mit einem Kind auf dem Arm von fern nachgezogen war, darnach umkehrte und [332] das Gerücht in die Stadt brachte. Die Eltern liefen haufenweis vor alle Thore und suchten mit betrübtem Herzen ihre Kinder; die Mütter erhoben ein jämmerliches Schreien und Weinen. Von Stund an wurden Boten zu Wasser und Land an alle Orte herumgeschickt, zu erkundigen, ob man die Kinder, oder auch nur etliche gesehen, aber alles vergeblich. Es waren im Ganzen hundert und dreißig verloren. Zwei sollen, wie einige sagen, sich verspätet und zurückgekommen seyn, wovon aber das eine blind, das andere stumm gewesen, also daß das blinde den Ort nicht hat zeigen können, aber wohl erzählen, wie sie dem Spielmann gefolgt wären; das stumme aber den Ort gewiesen, ob es gleich nichts gehört. Ein Knäblein war im

Hemd mitgelaufen und kehrte um, seinen Rock zu hohlen, wodurch es dem Unglück entgangen; denn als es zurückkam, waren die andern schon in der Grube eines Hügels, die noch gezeigt wird, verschwunden.

Die Straße, wodurch die Kinder zum Thor hinausgegangen, hieß noch in der Mitte des 18. J.H. (wohl noch heute) die *bunge-lose* (trommel-tonlose, stille), weil kein Tanz darin geschehen, noch Saiten-Spiel durfte gerührt werden. Ja, wenn eine Braut mit Musik zur Kirche gebracht ward, mußten die Spiel-Leute über die Gasse hin stillschweigen. Der Berg bei Hameln, wo die Kinder verschwanden, heißt der Poppenberg, wo links und rechts zwei Steine in Kreuzform sind aufgerichtet worden. Einige sagen, die [333] Kinder wären in eine Höhle geführt worden und in Siebenbürgen wieder herausgekommen.

Die Bürger von Hameln haben die Begebenheit in ihr Stadtbuch einzeichnen lassen und pflegten in ihren Ausschreiben nach dem Verlust ihrer Kinder Jahr und Tag zu zählen. Nach Seyfried ist der 22ste statt des 26sten Juni im Stadtbuch angegeben. An dem Rath-Haus standen folgende Zeilen:

Im Jahr 1284 na Christi gebort
tho Hamel worden uthgevort
hundert und dreißig Kinder dasülvest geborn
dorch einen Piper under den Köppen verlorn.

Und an der neuen Pforte:

Centum ter denos cum magus ab urbe puellas
duxerat ante annos CCLXXII condita porta fuit.

Im Jahr 1572 ließ der Burgermeister die Geschichte in die Kirchenfenster abbilden mit der nöthigen Ueberschrift, welche größtentheils unleserlich geworden. Auch ist eine Münze darauf geprägt.

[11,123] *Wittekind's Taufe.*

König Carl hatte eine Gewohnheit, alle große Feste folgten ihm viele Bettler nach, denen ließ er geben einem jeglichen einen Silberpfenning. So war es in der stillen Woche, daß Wittekind von Engern Bettlerskleider anlegte, und ging in Carls Lager unter die Bettler sitzen, und wollte die Franken aus-[124]kundschaften. Auf Ostern aber ließ der König in seinem Zelt Messe lesen; da geschah ein göttliches Wunder, daß Wittekind, als der Priester das Heiligthum emporhob, darin ein lebendiges Kind erblickte; das dächte ihm ein so schönes Kind, als er sein Lebtage gesehen, und kein Auge sah es außer ihm. Nach der Messe wurden die Silberpfennige den armen Leuten ausgetheilt; da erkannte man Wittekind unter dem Bettlerrock, griff und führte ihn vor den König. Da sagte er, was er gesehen hätte, und ward unterrichtet aller Dinge, daß sein Herz bewegt wurde, und empfang die Taufe, und sandte nach den andern Fürsten in seinem Lager, daß sie den Krieg einstellten und sich taufen ließen. Carl aber machte ihn zum Herzogen, und wandelte das schwarze Pferd in seinem Schilde in ein weißes.

[128] *Der Ring im See bei Aachen.*

Petrarcha, auf seiner Reise durch Deutschland, hörte von den Priestern zu Aachen eine Geschichte erzählen, die sie für wahrhaft ausgaben, und die sich von Mund zu Munde fortgepflanzt haben sollte. Vor Zeiten verliebte sich Carl der Große in eine gemeine Frau so heftig, daß er alle seine Thaten vergaß, seine Geschäfte liegen ließ, und selbst seinen eigenen Leib [129] darüber vernachlässigte. Sein ganzer Hof war verlegen und mißmüthig über diese Leidenschaft, die gar nicht nachließ; endlich verfiel die geliebte Frau in eine Krankheit und starb. Vergeblich hoffte man aber, daß der Kaiser nunmehr seine Liebe aufgeben würde: sondern er

saß bei dem Leichnam, küßte und umarmte ihn, und redete zu ihm, als ob er noch lebendig wäre. Die Todte hub an zu riechen und in Fäulniß über zu gehen; nichts desto weniger ließ der Kaiser nicht von ihr ab. Da ahnte Turpin der Erzbischof, es müsse darunter eine Zauberei walten; daher, als Carl eines Tages das Zimmer verlassen hatte, befahlte er den Leib der todten Frau allerseits, ob er nichts entdecken könnte; endlich fand er im Munde unter der Zunge einen Ring, den nahm er weg. Als nun der Kaiser in das Zimmer wiederkehrte, that er erstaunt, wie ein Aufwachender aus tiefem Schlafe, und fragte »wer hat diesen stinkenden Leichnam herein getragen?« und befahl zur Stunde, daß man ihn bestatten solle. Dies geschah, allein nunmehr wandte sich die Zuneigung des Kaisers auf den Erzbischof, dem er allenthalben folgte, wohin er ging. Als der weise, fromme Mann dieses merkte und die Kraft des Ringes erkannte, fürchtete er, daß er ein Mal in unrechte Hände fiele, nahm und warf ihn in einen See, nah bei der Stadt. Seit der Zeit, sagt man, gewann der Kaiser den Ort so lieb: daß er nicht mehr aus der Stadt Aachen weichen wollte, ein kaiserliches Schloß und einen Münster da bauen ließ, und in jenem seine übrige Lebens-[130]zeit zubrachte; in diesem aber nach seinem Tode begraben seyn wollte. Auch verordnete er, daß alle seine Nachfolger in dieser Stadt sich zuerst sollten walten und weihen lassen.

Mährchen und Jugenderinnerungen.

Berlin 1818, 21842

[366]

Die Seekönigin.

Ihr habt wohl oft die Sage gehört von Glocken, die aus tiefen Seen läuten, besonders um die Zeit der Mitternacht und zur Zeit der großen heiligen Feste der Christen. Da sagen die Leute, es sind versunkene Schlösser und Kirchen, deren Glocken läuten müssen zur ernstesten Stunde der Zeit und an jenen hehren Tagen, wo alle Herzen und Glocken die hellsten und innigsten Klänge erklingen lassen. Aber das ist nur so ein Gerede, weil sie das, was ihnen [367] zu Zeiten so wunderbar und schauerlich aus tiefen Seen herauftönt, gern natürlich erklären mögten. Nein, es sind keine Glocken von versunkenen Schlössern und Kirchen, es sind keine aus Erz und Silber gegossene Glocken, sondern sehnsüchtige und klingende Trauerglocken der Herzen sind es, die durch schlimmen Zauber gefangen da unten in der kalten Tiefe sich ewig nach dem schönen Sonnenlichte droben sehnen müssen, aber nie hinauf können. Und nun will ich die Geschichte der Seekönigin erzählen.

Es haust in den Wäldern und Bergen und Seen und Strömen vieles, wovor den Menschen mit Recht graust und weswegen viele sich nicht gern allein hineinwagen. Andere aber sind dreist und kühn; aber mancher hat es schon bejammert und muß sein schönes Leben, das er so lustig hätte verbringen können, in der kalten Finsterniß oder in dem schauerlichen Wasser vertrauern. Die Unterirdischen, die Elfen, die Bergschmiede, die Nixen und Seejungfrauen sind gar gefährliche Feinde, welche der blühenden Jugend nachstellen und sie in allerlei Schlingen verstricken und zu sich locken. Aber die gefährlichste und zaubervollste von allen ist die große

Seejungfrau oder Seekönigin, welche über alle Geister und Geisterchen herrscht, die in Quellen, Bächen, Strömen und Seen wohnen.

Diese Seejungfrau wohnt gewöhnlich in großen und tiefen Seen, die von grünen Bäumen und Büschen umgeben sind; denn Bäume im grünen Walde muß sie haben, unter welchen sie die schöne Sommerzeit und Frühlingszeit spielen und sich ergötzen kann. Diese liebliche Frau erscheint unter mancherlei Gestalten und kann sich vielfach [368] verwandeln, damit sie die Jünglinge, die sie liebt und in ihre Gewalt haben will, desto leichter und sicherer ankirren und verlocken könne. Denn sie ist ein rechtes Wunder von einer Frau. Gewöhnlich aber erscheint sie in folgender Gestalt.

Sie ist eine wunderschöne und anmuthige Jungfrau, schlank und hoch von Wuchs, mit dem allerlieblichsten Gesichte, dessen Mund wie eine aufblühende Rose schimmert und dessen himmelblaue Augen leuchten wie ein paar helle Frühlingsquellen, die der Mond bescheint. Ihr Hals ist weiß wie Elfenbein, worum lange blonde Locken fließen, und den schönen Leib bedeckt ein leichtes grünes Gewand, das weich um Busen und Hüften waltet, wie das zarte Frühlingsgras, vom Winde bewegt, um einen Blumenhügel. So sieht man sie in den Seen und Strömen schwimmen und in den Wellen spielen und plätschern, wie ein Wasservögelein hin und her spielet, und gleich einem leichten Blitz dahin schießen. So haben viele sie gesehen im Mondschein und auch bei Tage, unter einer dunkeln Eiche oder Buche, oder auch unter Birken und Erlen am See gelagert, wo sie Kränze aus Blumen windet, Ringelein von ihren schönen Locken schlingt und wieder auflöset oder auch ein süßes Lied singt, wozu sie auf einer Muschel oder Schalmel bläst. Aber ihr süßestes Lied singt sie in der Mitternacht und da mag sich in Acht nehmen, wer zu viel Feuer im Busen hat. Wenn sie sich dann am Ufer der Seen und Ströme unter den grünen Bäumen hinsetzt und singt und der Stromgeiger aus der Tiefe auftaucht und voll Lust zu ihrem Gesange die Harfe [369] schlägt,

dann hört jeder, der ihr zuhört, eine Sirene, und muß ihr in die Arme sinken, er mag wollen oder nicht.

Dies ist so ihre gewöhnliche Art und Leben, aber oft erscheint sie auch in all ihrer Pracht und Herrlichkeit als Königin der Wasser, was sie eigentlich ist. Dann funkelt und blitzt ihr Gewand von den schönsten Perlen und Diamanten, eine goldene Krone strahlt auf ihrem Haupte und ein Scepter nickt in ihrer Hand, und schön geschmückte Diener und Dienerinnen, in Farben und Stoffen des Wasserreichs gekleidet, treten vor und hinter ihr her.

Die Seekönigin ist sehr stolzer, aber auch sehr verliebter Natur. Das hat mancher schöne Jüngling wohl empfunden und ist darüber nie wieder gesehen worden. Sie liebt nichts als die erste blühende Jugend, die zwischen achtzehn und zwanzig Jahren alt ist; und schön von Gestalt muß das seyn, was ihr gefallen soll. So ist mancher schöne Jägerbursche und mancher lustige Hirtenknabe verschwunden und muß nun in Sehnsucht nach der Sonne, die er nicht mehr sieht, aus den Seen und Teichen heraufklingen, daß die Menschen, die es hören, stehen und lauschen, und nicht wissen, was der Klang ist und woher er kommt. Denn wehe dem armen Jüngling, der in den einsam dunkeln Wald und in das tiefe Thal kommt, wo die Seen und Teiche sind, und sie erblickt! Wenn sie ihre schönen Goldlocken fliegen läßt, wenn sie ihre weissen Arme nach ihm ausstreckt, wenn sie ihn einmal anlächelt, wenn sie singt, ja wenn nur ein Laut über ihre zauberisch süßen Lippen klingt, so ist er verloren. Das Allergefährlichste soll aber seyn, wenn sie ihre grünlichen Goldlocken wehen [370] läßt und mit ihrem lieblichen Köpfchen mit halb lächelnder halb trauriger Gebärde da heraus guckt, als spräche sie: Komm! komm! und tröste mich! Sie ist in ihrer Liebe sehr heftig und feurig und thut dem, was sie lieb hat, alle mögliche Süßigkeit und Anmuth an, die sie nur ersinnen und erdenken kann, schenkt ihm auch alle köstlichsten Gaben, die sie nur hat; aber sie ist leicht und wankelisch und trügerisch wie das leichte und

falsche Element, worin sie wohnt, und kalt und stolz wie ihr Wasser. Keiner hat sich ihrer Liebe je länger als zwei Jahre erfreuet. Dann zieht sie ihn in die nasse Tiefe mit sich hinab, damit er nicht sagen könne: Ich habe bei der schönen Seekönigin geschlafen. Da sitzen nun viele Tausende in dem dunkeln schauerlichen Abgrund, und ihre Klagen in der Tiefe, das sind die fabelhaften Glocken der Menschen, die zu gewissen Zeiten so wehmütig und zauberisch aus dem Grunde der Seen heraufklingen.

Das ist einmal gewiß, wer die Seejungfrau nur einmal angesehen hat, wenn sie ihn lieb haben will, der ist ihr sicherer Raub und kann nicht mehr von ihr lassen. Aber das ist ein Glück, daß diese stolze und zauberische Königin niemand in die Tiefe hinabziehen darf, der nicht einmal in ihren Armen schlief. Aber für wie viele Jünglinge ist es ein Unglück geworden, daß sie sie nur einmal gesehen haben auf dem Spiegel der Wellen hinschlüpfen oder unter einem grünen Baum ihre Locken ausringen oder auf einer blühenden Au Blumen lesen und Kränze winden! Ihr bloßer Anblick bringt eine unaussprechliche und angstvolle Sehnsucht. Wer sie einmal sah, will sie immer [371] wieder sehen, er muß hinaus in die Wildniß, er muß die öden Wälder durchrauschen und an den tiefen Seen und Strömen wandeln, er muß jedes Thier und jeden Vogel, jeden Busch, jeden Baum, jeden Strauch, jede Blume und jeden Grashalm fragen, ja er muß Mond und Sterne und Winde und Lüfte fragen, ob sie die schöne Seejungfrau nicht irgendwo sahen. Und so hat er keine Ruhe bei Tage und bei Nacht, er muß immer dem blanken Schatzen nachjagen und findet ihn nimmer und wird blaß und bleich wie ein Gespenst; denn wessen die Jungfrau sich das erste Mal nicht erbarmt, den liebt sie nimmer. So hat man viele Jünglinge gesehen, die des Nachts hinaus mußten, wann die andern Menschen schlafen, und die dann in Wald und Büschen hausen. Ueber solche machen sich dann die Leute ihre Gedanken und viele sagen ihnen oft auch Arges nach; die armen Jünglinge haben aber nichts Böses gethan

noch thun wollen, sondern nur ein schweres Leid erlitten, von welchem kein Mensch sie heilen kann. So sind manche hingeblich und hingewelkt in der Blüthe ihrer schönsten Jugend, oder sind gar verschwunden und haben sich in Seen und Teichen ersäuft, oder sind von Irrlichtern in Sümpfe verlockt, ja einige haben sich in der verzweifelnden Sehnsucht wohl an Bäumen erhängen müssen. Aus solchen Unglücklichen werden nach ihrem Tode die wundersamen Ache und Wehe und Wimmerer und Aechzer und Seufzer, die man so oft gar bei hellem Tage, geschweige um die Mitternacht, aus Quellen und Bäumen und Büschen und Gras und Blumen wimmern, wispern und flüstern hört, daß einem die Haare auf dem Kopfe sausen. Sie müssen [372] dann als dünne Töne und leise Seufzer umherfliegen und umherspielen und die Lebendigen erschrecken, weil sie das Leere und Nichtige zu sehr gesucht haben. Von ihnen ist das Sprichwort gekommen, daß, wenn man sagen will, ein Mensch sey sehr barmherzig, man spricht: Der hat ein Herz, er mögte, wenn er könnte, jeden fliegenden Seufzer erlösen. Ich glaube aber, die sind nicht leicht zu erlösen. Davon muß ich nun auch eine kleine Geschichte erzählen.

Es war einmal eine schöne Prinzessin, die Tochter eines sehr reichen und mächtigen Königs, das war ein sehr liebes und frommes Kind. Aber das ward ihr Unglück, daß sie zu viel in alten Märchenbüchern und Ritterbüchern gelesen und sich dadurch allerlei wunderliche und seltsame Einbildungen gemacht hatte. Sie hatte auch einmal die Geschichte von der schönen Seekönigin gelesen und von den armen Jünglingen, die vor lauter Sehnsucht vergangen sind, und nun aus Quellen, Bäumen, Blättern und Blüthen, ja aus harten Baumknorren und Steinen ächzen und seufzen und ihre Klagen winseln müssen. Das jammerte die schöne Prinzessin gar sehr und sie hat über ihren unzeitigen und jämmerlichen Tod manches Thränlein weinen müssen. Nun las sie eines Tages ein Märchen, das überschrieben war: *Alles durch Liebe*, worin es hieß, wenn einer die rechte Liebe hätte und

er fände in Eisen und Stein verzauberte und erstarrte Seelen, die darin harreten bis auf den großen Tag des Gerichts, und er legte sein liebendes Herz nur an die Steine und das Eisen, so müßten sie gleich zerschmelzen und die armen gebundenen Seelen wieder zum Leben erlöst werden. Nun hatte [373] sie auch manches Märchen von den Seufzern und Aechzern im Walde gelesen und es fiel ihr jetzt ein: Könnte ich denn nicht die Liebe haben und die armen Seelchen, die als Aechzer und Seufzer wimmern und flüstern müssen, erlösen und in mein Herz senken, daß sie zur Ruhe kämen und nicht mehr so traurig wären und seufzen müßten? denn die armen Kinder haben ja nichts Härteres verbrochen, als daß sie zu viel geliebt haben. Ja ich will die Seufzerchen erlösen! Das sprach die Prinzessin, und hat von dem Gedanken nicht lassen können und Tag und Nacht keine Ruhe davor gehabt, sondern er ist ihr immer lieber und gewisser geworden, und zuletzt hat sie alle Tage in den Wald gehen müssen und ist die Nächte oft heimlich von ihrem Lager aufgestanden und heimlich aus dem Schlosse gegangen und im Mond- und Sternenschein in der wilden Forst umhergeschlichen, und wo sie es tönen und ächzen und girren und schwirren gehört hat, da hat sie gelauscht, da ist sie hingeeilt und hat in ihrer freundlichen süßen Liebe die Bäume und Sträucher, die Blumen und Kräuter, ja zuweilen die kalten Steine umarmt, daß sie an ihr warm würden und daß ihre traurigen Klagen zur Ruhe kämen.

Der König ihr Herr Vater merkte die heimlichen Waldgänge der Prinzessin und verbot sie und sperrte sein Kind ein. Sie ward aber so bleich und krank und elend vor lauter Sehnsucht nach dem Walde, daß er sie wieder herauslassen und die alten Waldgänge erlauben mußte. So ist das arme schöne Kind zwei Sommer und zwei Winter gegangen und hat Seufzer erlösen wollen; dann [374] ist sie selbst ein Seufzer geworden. Man hat sie eines Morgens im grünen Walde gefunden, wie sie erblaßt um einen Baum hing, den sie in Liebe umschlungen hatte und an dem sie erstarrt war. Der

König hat ihr ein Grab graben lassen und einen Stein darauf gesetzt, auf welchem die Worte geschrieben standen: *Hier liegt die schöne Prinzessin Anemone, die gestorben ist, weil sie die Seufzer erlösen wollte.* Und er hat lange um sie getrauert und alle Menschen mit ihm; denn sie war wohl das allerfreundlichste Seelchen, das je in einem irdischen Leibe gewohnt hat. Es geht aber nun die Sage, daß es die Nächte um ihr Grab unaufhörlich flüstert und wispert und ächzet und seufzet. Da sind dann die kleinen schwirrenden und girrenden Waldseelchen da, die um sie trauern, und sie singen das Lied von dem Liebesseufzerlein:

Ein süßes Liebesseufzerlein
Liegt unter diesem Grabestein,
Es war ein holdiges Königskind,
So hold, als wenige Kinder sind.

Es war ein Liebesseufzerlein,
Ein rechter Liebesjuwelenstein,
Hat herrlich gefunktelt und gebrannt,
Nun decket es ein Häuflein Sand.

Es war ein Liebesseufzerlein,
Das küßte alle Blumen im Hain,
Das nahm die Bäume, die Stein' in'n Arm,
Nun schläft es ledig von Müh und Harm.

[375] O Aechzerlein! o Seufzerlein!
Herbei nun alle groß und klein!
Und stimmt den nächtlichen Klagesang
Zu liebender Herzen Glockenklang.

O Aechzerlein! o Seufzerlein!
Würde jede Thräne ein Edelstein,
Würde jedes Ach ein heller Demant,
Wir kauften wohl manches Königes Land.

O Aechzerlein! o Seufzerlein!
Würde jede Klage ein Sandkörnlein,
Das allerfeinste Sandkörnlein,
Wir stiegen bald in den Himmel hinein.

MORITZ THIEME

Märchen und Sagen für die Jugend.

Berlin 1820

[41] *Der Schlangenstein.*

Vielleicht habt Ihr, liebe Kleine! in Euren geschichtlichen Stunden von dem Lacedämoniern oder Spartanern erzählen gehört, daß sie ein sehr tapferes, wackeres Volck waren, daß bey ihnen vorzüglich strenge Sitten und die höchste Einfachheit herrschten, und dagegen alle Weichlichkeit verbannt war. Vorzüglich ihre Kinder erzogen sie sehr streng, und sie thaten daran ganz Recht, denn, wenn der Körper in der Jugend nicht abgehärtet wird, auf das Alter wird er dann nicht leicht und gut Mühseligkeiten und Entbehrungen ertragen lernen. –

[42] Bei diesem rauhen, aber, seiner Strenge wegen, weit gerühmten Volke, nun gab es ein Gesetz, das denjenigen zum Tode verdammt, der ein Thier quälte und marterte. Sie sagten: Wer grausam genug seyn kann, ein Thier zu martern und sich an seinen Schmerzen zu erfreuen, der ist auch grausam genug, um Menschen zu martern und zu quälen. Und was meint Ihr zu diesem Gesetze und zu diesem Schlusse? War dies wohl richtig geschlossen, daß, wer Thiere martern könnte, auch Menschen martern würde? – Ich glaube: ja! –

So war also bey den alten, ehrwürdigen Spartanern durch ein sehr weises Gesetz auch für die Thiere gesorgt, daß Niemand es wagte, sie zu seiner Lust zu quälen und zu martern, – wie Ihr es wohl jetzt bisweilen von rohen, ungebildeten, grausamen Menschen sehen möget. –

Finde ich *Kinder*, meine jungen Freunde! die Thiere zu ihrer Lust martern können, o! dann thut es mir noch weher in der Seele, – und ich fürchte für diese armen, muthwilligen

Kinder Alles, denn sie werden grausame, böse [43] Menschen werden, wenn sie nicht noch früh genug von dieser bösen Gewohnheit abgehalten und belehrt werden, welche fürchterliche Schmerzen sie dem armen Thiere machen, und wie sehr dem lieben Gott ihr Muthwillen mißfallen müsse, da er Alles, Menschen und Thiere; bis auf das kleinste Würmchen herab, zur Freude und zum Wohlseyn auf Erden erschuf.

Der so hoch berühmte Kaiser Karl der Große giebt uns sogar ein Beyspiel davon, wie man Gerechtigkeit gegen die Thiere üben müsse, und man erzählt sich davon folgende Sage:

Kaiser Karl der Große hielt sich eine Zeitlang zu Zürich auf, und ließ da eine Säule aufrichten, an der oben eine große, hellläutende Glocke hing. Von dieser fiel, an der Säule, ein Strick zur Erde herab, so, daß man die Glocke mit leichter Mühe anschlagen und läuten lassen konnte. Wenn nun der Kaiser an der Mittagstafel saß, so konnte der seiner Unterthanen, der eine Klage bey ihm vorzu-[44]bringen hatte, an der Glocke ziehen, und der Kaiser ließ ihn dann vor sich kommen und hörte ihn an. –

Eines Mittags zieht es auch an der Glocke, und der Kaiser befiehlt den Dienern zu sehen, wer da sey? – Die Diener aber kommen zurück und sagen, daß sie Niemand bey der Säule gesehen hätten. Da verwundert sich der Kaiser, zumal es wieder und recht stark läutet. Er schickt die Diener noch ein Mal hin, und diese kommen ganz zerstört zurück, denn – seltsam genug – eine Schlange windet sich an der Säule empor und zieht an dem Stricke, und läßt nicht ab, zu läuten und zu ziehen. Sie wollen ihm nicht sagen, was sich zugetragen, aber, als er diese seltsame Mähr erfährt, sagt er: »laßt mich zur Säule, und hören, was die Schlange begehrt; es ist des Kaisers Pflicht, auch den Thieren Recht zu schaffen.« Und sie gehen zur Säule hin. Da krümmt sich die Schlange ehrerbietig, und windet sich dann empor und spricht, zu Aller Staunen, mit menschlicher Zunge also zum Kaiser:

»Du liebst so hoch die Gerechtigkeit, daß Du auch mir [45] keine Ungerechtigkeit anthun lassen wirst. Auf meinem Neste und auf meinen Eiern sitzt eine große Kröte, und sie will mir nicht weichen. Komm und richte!«

Die Schlange schlängelte sich durch das Gras und den Sand fort bis an das Ufer eines Wassers, wo auf dem Neste und den Eiern der Schlange auch wirklich eine große Kröte saß. — Da hielt der Kaiser, der ihr mit seinen Dienern gefolgt war, ordentlich Gericht, und die Kröte wurde verurtheilt, durch den Feuer-Tod ihr Leben einzubüßen. Es wurde ein kleiner Scheiterhaufen aufgebaut, und nachdem er angezündet worden war, die Kröte hinauf geworfen. —

Darauf schlängelte sich die seltsame Schlange, zufrieden und beruhigt, auf ihr Nest, — und ihr freundliches Krümmen schien dem kaiserlichen Richter Dank sagen zu sollen.

Der Kaiser aber begab sich mit seinem Gefolge in seine Wohnung zurück; — und Viel noch wurde darüber gesprochen, im [46] Scherze und im Ernste, doch mehr im Letztern, denn es mußte ein Jeder loben die Gerechtigkeitsliebe an dem Kaiser, und die damalige Zeit war ja noch reicher an Wundererscheinungen. —

Schon war die Sache wieder halb vergessen worden, als der Kaiser, einige Zeit darauf, auch zur Mittagstafel sitzt. Da windet sich plötzlich zur Thüre des Saales eine Schlange hinein, — wie? eine Schlange? — nicht doch, eine schöne, herrliche Jungfrau! — und doch auch eine Schlange. — Der Obertheil nemlich des Körpers war eine schöne, blühende Jungfrau, der Untertheil des Körpers aber war eine, sich zum Kaiser hinwindende, Schlange.

Mit ihren schönen weißen Händen nahm sie den Deckel von des Kaisers Mund-Becher ab, führte ihn an den köstlichen Rosenmund, nippte daraus und ließ einen schönen, schönen, kostbaren Stein darein fallen, und sagte: »Dieser Stein hat die vortreffliche [47] Eigenschaft, daß Du dem, der ihn führt, vor allen Andern wirst gewogen seyn. Nimm ihn, als

einen Beweis meiner Dankbarkeit.« So sprach sie und wand sich wieder aus dem Saale hinaus. Der Kaiser aber und die Hofleute erstaunten darob, und fanden in dem Becher einen schönen, kostbareschliffenen Edelstein.

Diesen schenkte er, aus inniger, zärtlicher Neigung, seiner geliebten Gemahlinn; auf die Stelle aber, wo er das Schlangennest gefunden hatte, ließ er eine Kirche bauen.

Nun fühlte er immer so vieles Sehnen und Verlangen nach seiner Gattin, wenn er ein Mal von ihr entfernt seyn mußte; und die Kraft des Schlangensteins bewährte sich also, daß er nie lange Zeit von seiner Gattinn getrennt seyn mochte.

Als diese starb, wollte sie, daß der Kaiser, auch im Todeschlummer noch, ihr diese Liebe und Anhänglichkeit beweisen solle, und sie verbarg daher den Wunderstein in ihrem Munde unter der Zunge, — in den letzten Augenblicken ihres Lebens.

Sie wurde feierlich zur Erde bestattet, [48] und wenn der große Kaiser auch um seinen theuren Verlust trauerte; so mußte er sich doch als Mann zu fassen suchen. Doch kaum war sie in die geweihte Erde gesenkt, als der Kaiser auch eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer Nähe empfand. Er weilte den ganzen Tag an ihrem Grabe. Aber auch diese Nähe war ihm noch nicht genügend; — er ließ die Schlummernde ausgraben, und mit köstlichen Salben einbalsamiren.

Nun war sie vor Fäulniß bewahrt, — und achtzehn ganze Jahre führte sie der Kaiser in einem Sarge mit sich herum. An keinem Orte befand er sich wohler, als in ihrer Nähe; beugten ihn Sorgen und viele, schwere Regierungsgeschäfte nieder; so senkte er sein Haupt auf ihre kalte Brust, — und er wurde wieder heiter, und sein Herscher-Auge glänzte wieder muthiger und kräftiger unter dem düstern Scheine der Todtenkerzen auf, die am Sarkophage der schlummernden Kaiserinn, wie verlöschende Flammen es thun, nur selten etwas heller aufflackerten. —

Des Kaisers Ritter und Gefolge wußten sich diese seltnen

Treue, auch im Tode noch [49] bewährt, nicht zu erklären, bis ein Mal der Ritter Einer, darüber nachgedacht, auf den Gedanken fiel, ob nicht die Kaiserinn noch jenen Schlangenstein bey sich führen solle? – In einer dunklen Nacht, als ihm die Wache bey ihrem Leichnam anvertraut war, sucht er spähend Alles durch und öffnet ihr auch den Mund. Da findet er richtig den seltsamen Stein. Er steckt ihn zu sich. –

Was geschieht? – Des andern Tages läßt der Kaiser die Verwesende wieder in den Mutterschoß der Erde bestatten, und zu dem Ritter, der den Stein hat, fühlt er jetzt eine eben so wunderbare Sehnsucht und Liebe. Der Ritter darf nicht mehr von seiner Seite. – Diesem aber liegt eben nicht viel daran; er liebt ein freyes und ungebundenes Leben, – und aller Glanz und alle Ehrenbezeugungen und alle Kaisergunst können das ihm nicht wiedergeben.

Da wirft er verdrießlich, auf einer Reise nach Cölln, den Wunderstein in eine heiße Quelle, – wo er noch heute liegen mag. –

Recht bald ließ der Kaiser nun ab, den Ritter stets um sich zu haben, – aber eine [50] wunderbare Sehnsucht fühlte er wieder, sich an jenem Orte aufzuhalten, wo der Ritter den Stein in die Quelle geworfen hatte. –

Er ließ daselbst ein kaiserliches Schloß bauen, – und ein großes, ansehnliches Gotteshaus, das man auch Münster nennt. Sein Gefolge mußte hier auch seine Wohnsitze aufschlagen, und so entstand denn nach und nach die Stadt Aachen, die teutscher Jugend nicht unbekannt seyn darf.

Sie wurde Karls Lieblingsaufenthalt, – und er verordnete, daß sich alle seine Nachfolger hier salben und zur Annahme der Kaiserkrone weihen lassen sollten. –

In den letztverwichnen Tagen aber wurde sie uns noch werther und merkwürdiger, da sie das Glück genoß, den ewigen Bund der Freundschaft und des segenreichen Friedens, durch den Verein der Fürsten, in ihrer Mitte, schön, kräftig und hoffnungsvoll erblühen zu sehn. –

Wanderungen im Gebiet deutscher Vorzeit.

Berlin 1831

[69]

Peter von Staufenberg.

Peter Dirminger, der auf seiner Burg *Staufen* in der Ortenau wohnte, und auch Herr von *Staufen* hieß, kehrte einstmals von der Jagd heim. Es war schon um die Abenddämmerung, als er gegen das Dorf *Nußbach* kam, und da er müde und durstig war, ging er zu einem Brunnen, der seitwärts vom Wege stand, und von alten Eichen beschattet wurde. An der Quelle saß eine schöne Jungfrau, im weißen Gewande, die seinen Gruß sittsam erwiderte, und ihn beim Namen nannte. Der Ritter war verwundert, und fragte, wer sie sey, und woher sie ihn kenne. »Ich wohne ganz nahe«, antwortete sie, »und habe Euch manchmal gesehen, wenn Ihr [70] mit Euern Jägern hier an der Quelle einen Trunk schöpftet, und da hört' ich denn auch von Euern Begleitern Euern Namen nennen.«

Der Ritter von *Staufen*, der noch jung und unverheirathet war, fand Wohlgefallen an der schönen Jungfrau und ihrem klugen Gespräche, und die Liebe bemeisterte sich seines Herzens.

Die folgenden Tage, um dieselbe Stunde, ging er jedes Mal zu dem Brunnen, aber die Unbekannte ließ sich nicht sehen. Am Abend des vierten Tages, als er fast schwermüthig an dieser Stelle saß, und sich mit dem Rücken an eine Eiche lehnte, vernahm er einen ungemein lieblichen Gesang, der aus dem Brunnen zu kommen schien. Er stand auf, und sah sich sorgfältig nach allen Seiten um, konnte aber Niemand entdecken, und auch die Stimme schwieg. Eben wollte er seinen Platz unter der Eiche wieder einnehmen, in der Erwartung, die unsichtbare Sängerin werde sich noch ein

Mal hören lassen, da sah er die Jungfrau auf dem Steine sitzen, auf welchem er zuvor gegessen hatte. Sie schien fröhlichen Muthes, denn auf alle seine Fragen gab sie ihm keinen rechten Bescheid, sondern antwortete jedes Mal mit einem Scherz, wodurch der Ritter in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Dabei war sie aber so einnehmend, daß er sei-[71]nem Herzen keine Gewalt mehr thun konnte, sondern ihr seine Liebe gestand. Sie wurde nachdenkend, und beschied ihn auf den nächsten Morgen, vor Sonnenaufgang, an den Brunnen.

Der Ritter fand sich an dem bestimmten Orte ein, als kaum die Sterne zu erblissen anfangen. Mit dem ersten Morgenlicht trat die Jungfrau aus dem Gebüsch hervor, in aller Huld und Schönheit, so daß der Ritter meinte, es stehe ein überirdisches Wesen vor ihm. Um ihre blonden Locken, die vom Thau feucht schienen, hing ein Kranz von blauen Kornblumen, und ihre Brust schmückten zwei Rosenknospen. Sie sah den Ritter mit dem hellen, reinen Blick der Unschuld an; er aber wußte kein Wort hervorzubringen. Endlich ergriff er doch ihre Hand, und redete von seiner Liebe. Da bat sie ihn, sich neben sie zu setzen, und sagte: »Ich bin keine von den Töchtern der Menschen, sondern eine Wasserjungfrau, die man auch Mümmelchen oder Wasserfeyen nennt. Wir geben unsere Liebe nicht ohne unsere Hand, und unsere Hand nicht ohne unsere Liebe. Aber merkt wohl auf, Herr Ritter! Wenn Ihr Euch mit mir verbindet, so muß Eure Treue rein bleiben, wie diese Quelle, und fest, wie der Stahl Eures Schwertes. Untreue brächte Euch den Tod, und mir un-[72]endlichen; denn wie unsere Liebe immer dauert, so auch unser Schmerz.« Der Ritter schwur hoch und theuer, daß es ihm eben so unmöglich sey, ohne sie zu leben, als ihr je untreu zu werden.

Die Jungfrau reichte ihm hierauf einen kostbaren Ring dar, und er drückte sie liebevoll an seine Brust, und sprach von der anmuthigen Lage seiner Burg, und wie sie dort leben



wollten in Friede und Freude. Es wurde der Tag verabredet, an welchem er sie heimführen wollte als seine Hausfrau.

Der Morgen dieses Tages erschien. Als der Ritter aus seinem Schlafgemach in den Saal trat, erblickte er auf einem Tische drei kunstreich geflochtene Körbchen, das eine mit Gold, das andere mit Silber, und das dritte mit Edelsteinen mancher Art angefüllt. Es war die Morgengabe seiner Braut.

Diese erschien bald darauf, von mehreren Gespielinnen begleitet, und die Trauung sollte vor sich gehen. – Die Jungfrau verlangte, den Ritter noch vorher allein zu sprechen. Sie führte ihn in ein Nebengemach, und sagte: »Bedenket noch ein Mal, Herr Ritter, was Ihr thut! Wenn je Euer Herz gegen mich erkaltet, und warm wird für eine Andere, so seydt Ihr verloren, und es wird ein [73] Zeichen geschehen Eures nahen Verderbens. Von mir werdet Ihr nichts mehr zu sehen bekommen, als diesen meinen rechten Fuß.«

Der Ritter fiel ihr um den Hals, und wiederholte die Bethuerungen seiner treuen Liebe. – Die Trauung geschah jetzt, und dieser Tag, so wie viele folgende, gingen in Lust und Heiterkeit vorüber. Die junge Frau schien mit jedem Morgen herrlicher aufzublühen, und es war noch kein Jahr verflossen, als sie den Ritter mit einem schönen Knaben beschenkte.

Bald darauf entzündete sich ein schwerer Krieg im Frankenreiche. *Peter von Staufenberg* besaß Muth und Ehrbegier, und er wollte, neben der Liebe, auch den Ruhm gewinnen. Die Gattin hielt es nicht für ziemlich, ihn von der Waffenbahn zurückzuhalten; doch ließ sie ihn in der Scheidestunde mit schwerem Herzen aus den Armen los, und beschwor ihn weinend, ihrer und des Säuglings an ihrer Brust nicht zu vergessen.

Peter zog nun mit einem Haufen Reisiger über den Rhein, und begab sich unter die Fahnen eines fränkischen Herzogs. Schon im ersten Treffen zeigte er die Kraft seines Armes und seine Klugheit auf eine Weise, die ihm die Gunst des Her-

zogs erwarb; in einer Feldschlacht rettete er diesem das Leben, und hatte großen Antheil an dem Siege, der zum schnellen Frieden führte.

Der Herzog bewies sich dankbar gegen ihn; er bot dem wackern deutschen Ritter die jüngste und schönste seiner Töchter zur Gattin an. *Peter* war nicht gleichgültig gegen ihre Reize, und noch weniger gegen die Ehre, mit einem Fürstenhause in Verwandtschaft zu kommen, doch war er auch nicht unredlich genug, seine Verheirathung zu verschweigen. Er erzählte offenherzig, wie Alles dabei zugegangen sey. Der Herzog schüttelte den Kopf, und sagte: Hier habe der böse Geist sein Spiel; der Ritter sey mit einem gespenstischen Wesen verbunden, und um seiner Seele willen mußte er sich von einem solchen Bande zu befreien suchen. Der Hofkaplan, der jetzt gerufen wurde, erklärte dasselbe, und versicherte, sobald der Ritter den Segen der Kirche und eine christliche Gattin von der Hand des Priesters empfangen werde, der Zauberspuk verschwinden.

Peter ließ sich leicht bereden, und verlobte sich mit der schönen Fürstentochter. Die Trauung sollte nach vierzehn Tagen Statt haben.

Den Abend zuvor langte einer seiner Knechte von Staufen bei ihm an, mit der Botschaft, seine Gattin und sein Kind seyen plötzlich von der Burg verschwunden. [75] *Peter* erkundigte sich nach den Umständen, und erfuhr, daß dies am nämlichen Tage, und zur nämlichen Stunde geschehen, da er seine neue Verlobung gehalten. Nun wurde er fast noch in dem Glauben an eine gespenstische Täuschung bestärkt, und ging des andern Tages mit ziemlich leichtem Herzen zur Trauung, die auf einem Lusthause geschah.

Als die Gesellschaft fröhlich bei der Tafel saß, und auch der Ritter guter Dinge war, sah er von ungefähr nach der Wand des Zimmers, und in diesem Augenblick kam ein niedlicher Frauenfuß aus der Wand hervor. Der Ritter rieb sich die Augen, ob er auch recht sehe; doch die Erscheinung blieb eine geraume Zeit. Da überließ es ihn kalt und warm, und

große Schweißstropfen hingen an seiner Stirne, denn er gedachte der Warnung, welche ihm die Wasserjungfrau gegeben. Er that sich Gewalt an, und leerte eifrig den Becher, um seiner Bangigkeit Herr zu werden, welches ihm auch in etwas gelang.

Gegen Abend brach die Gesellschaft aus dem Lusthause nach dem herzoglichen Schlosse auf. Der Weg ging über eine Brücke; aber *Peter*, der zu Pferde war, ritt durch den sehr seichten Fluß. Kaum befand er sich in dessen Mitte, da kochte und schäumte das Wasser, wie beim Meeressturm, haushoch schlugen die Wellen empor, [76] und über dem Haupte des Ritters zusammen; sein Roß fing an zu scheuen und sich zu bäumen; wild warf es seinen Reiter ab, und sprang an's Ufer. – Furchtbarer tobte jetzt der Strom noch einen Augenblick lang; aber plötzlich wurde er ruhig, wie von unsichtbarer Macht gebändigt; das Wasser floß still und klar dahin, – der *Ritter von Staufen* war verschwunden, und auch sein Leichnam konnte nicht mehr gefunden werden.

AMALIA SCHOPPE

Die Helden und Götter des Nordens.

Berlin 1832

[42]

Prinz Uffo.

Es hatte der weise und tapfere König *Vermund* von Dänemark in seinem hohen Alter ein gar großes Herzeleid, und zwar verursachte ihm dieses sein einziger Sohn und Erbe, *Uffo*, den man im ganzen Reiche eben so sehr verachtete und verspottete, als man den greisen König liebte und ehrte.

Uffo verbrachte die schönen Tage seiner Jugend in so großer Unthätigkeit und stellte sich so dumm und albern an, daß man ihn allgemein für blödsinnig hielt, und Keiner es ihm zutraute, daß er dereinst nach dem Ableben [43] seines Vaters das Reich würde regieren können. Man sah den Prinzen weder lachen noch weinen, weder reden noch scherzen, weder ein munteres Roß tummeln noch die Waffen üben; die ganzen Tage hindurch saß er in dumpfer Trägheit und Unthätigkeit da und war so das Herzeleid des greisen Vaters, wie das Gespött der muntern und kriegerischen Jugend des Hofes.

Zwar hatte *Uffo* eine hohe, edle und kräftige Gestalt; zwar blühten auf seinen Wangen die Rosen der Jugend und Gesundheit; aber der gute Eindruck, den sein Aeußeres machte, wurde gar bald durch sein tölpisches, albernes Wesen wieder verwischt, und so hätte man ihn wohl nach dem Beispiele eines römischen Kaisers »ein goldenes Vieh« nennen mögen, weil nichts gut an ihm war, als die Gestalt.

Alles Unglück schien sich auf *Vermunds* Alter häufen zu wollen, denn nicht allein hatte er diesen albernem, untüchtigen Sohn, der noch dazu sein einziger war, sondern er verlor auch gänzlich das Gesicht und lebte das traurige Leben der Blindheit.

Als dieses neue Unglück die benachbarten, bisher von *Vermund* unterjochten Könige erfuhren, glaubten sie, es sei an der Zeit, nicht nur das Joch der Knechtschaft abzuschütteln, sondern auch sich selbst des Reiches zu bemächtigen, dem nur noch ein blinder Greis vorstand und dessen Sohn und Erbe ein elender, alberner Jüngling war. Besonders erpicht auf die große Herrschaft war der Sachsen-König, der bisher den Dänen hatte Tribut bezahlen müssen, und so sandte er eine Botschaft ab an den blinden König, die ihm bedeuten mußte, daß er ihm freiwillig oder gezwungen das Reich übergeben solle, da er selbst demselben doch nicht mehr vorstehen könne, und sein einziger Sohn zum Regieren eben so geschickt sei, wie der Esel zum Lautenschlagen; denn so

grob drückten sich die Gesandten des Sachsen-Königs auf Befehl ihres Gebieters gegen ihn aus.

Als der blinde König diese groben und beleidigenden [44] Worte der Botschafter hörte, wurde er von ganzer Seele betrübt, verhüllte sein Antlitz mit dem Mantel und vergoß heiße Thränen aus seinen armen erblindeten Augen. Gänzlich verlassen und machtlos fühlte er sich in diesem Augenblick, denn wohl wußte er, daß die Sachsen ihre Drohungen wahr machen, und ihn, der so lange in Ehren und mit Ruhm geherrscht, vom Throne verjagen könnten, so daß er in seinem hohen Alter vielleicht noch wie ein Bettler umherirren und sein Brod von der Milde seiner Feinde erlehen müßte.

Dieses Alles und noch Schmerzlicheres dachte der König, als er sich das Haupt verhüllte, um zu weinen über sein Elend und die Schmach seines Alters. Jetzt aber trat *Uffo*, auf den bisher keiner Acht gegeben hatte, und der dem Anscheine nach völlig theilnahmlos die ganze Verhandlung mit angehört hatte, aus seinem Winkel hervor, stellte sich mit leuchtenden Augen und hochglühender Wange den Sachsen gegenüber und sprach also zu ihnen:

»Da ihr Sachsen es wagt, meines Vaters Ehre und Achtbarkeit durch eine so stolze Gesandtschaft und ein so unbilliges Begehren zu beflecken, so sollt ihr erfahren, daß er einen Sohn hat, der es sich zutrauet, zweien Sachsen zugleich zu stehen. Euer König hat, wie mir bekannt ist, zwei rüstige Söhne: sie mögen selbänder herkommen, hier bin ich, der Beiden genug zu schaffen machen wird!«

Der blinde König hatte das Haupt aus dem Mantel gewickelt und glaubte zu träumen, als er seinen verachteten Sohn also kühn und verständig reden hörte. »Wie ist mir denn, *Uffo*?« sprach er erstaunt, »bist du es, der Träumer, der so wackre Worte zu unsern Feinden redet? und wie kömmt dir so auf Einmal die Gabe der Beredtsamkeit, mein theurer Sohn?« Da antwortete ihm *Uffo*: »Mein Vater, so lange du stark und kräftig warest, bedurfstest du weder meines Rathes, meiner

Rede, noch meiner Hülfe. Jetzt aber, da unsere Feinde dein schwaches Alter verhöhnen wollen, [45] sehe ich, daß es an der Zeit für mich ist, mich als deinen ächten Sohn zu erweisen, und so habe ich den Beschluß gefaßt, entweder die Ehre des Vaterlandes und zugleich die unsrige aufrecht zu erhalten, oder das Leben zu verlieren.«

Diese Worte waren für den blinden König ein heller Lichtstrahl; seine Besorgnisse schwanden und die schönsten Hoffnungen belebten sein Herz. Er ließ aus seiner Waffenkammer die besten Schwerter bringen, mit denen er selbst in den Jahren seiner Kraft gar manchen Sieg erkämpft; aber in *Uffo*'s starken Händen zerbrachen sie wie dürre Reifen, bis er endlich eins fand, das ihm stark und schwer genug schien, sich damit den beiden Sachsen-Prinzen entgegen zu stellen.

Diese jungen Helden ließen auch nicht lange auf sich warten, sondern trafen prächtig gerüstet in Nordland ein. König Vermund aber, der blinde Greis, ließ sich zum Strande des Meeres auf eine hohe Klippe führen, die in's Wasser hineinragte, denn fast war er entschlossen, seinem Leben sofort ein Ende zu machen, wenn *Uffo* den Sachsen-Prinzen erliegen sollte.

Auf seinen Stab gestützt, nur von einem einzigen Diener begleitet, stand der blinde Greis jetzt auf der hohen Klippe, von wo aus er das Waffengeklirr der am Strande kämpfenden deutlich hören konnte; der Diener aber mußte ihm sagen, was er wahrnahm; also berichtet darüber der Dichter:

»Da ruft der Greis so freudig bang:
Sag an, was du erschaut!
Mein Schwert es gab so guten Klang,
Es gab so scharfen Laut!
Ein Sachse ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königsohn!«

Und wieder klangen Schwerter und Schilde an einander, und wieder fragte bebend der blinde Greis, auf [46] wessen Seite sich der Sieg hinneige, und jauchzend rief der getreue Diener: »Prinz *Uffo* lebt und der zweite Sachsen-Prinz färbt den gelben Meeresstrand mit seinem rothen Herzblute!«

Da ließ sich der König nicht länger halten, er klomm von der Klippe herab und eilte seinem geliebten Sohne entgegen, um ihn als Helden und Sieger zu begrüßen.

Nicht lange dauerte es, so führte der früher so verachtete *Uffo* eine Heldenschaar gegen die aufrührerischen Sachsen, und brachte ihnen eine solche Niederlage bei, daß sie eine neue Gesandtschaft an König *Vermund* schickten und demüthig um Gnade bitten ließen, die ihnen gegen einen starken Tribut, den sie zahlen mußten, gewährt wurde.

Solchergestalt übertraf *Uffo* die Erwartungen Aller, und aus dem unthätigen, träumerischen Prinzen wurde nach dem Tode seines Vaters einer der glorreichsten und mächtigsten Regenten Nordlands. Er unterjochte alle Feinde seines Vaterlandes, war der Schrecken der mächtigen Schweden, der Stolz der Dänen, und weil er mit einem so tapfern, kriegerischen Geiste eine große Milde und Herzensgüte verband, erhielt er in der Geschichte den Beinamen des *Milden*.

An dreißig Jahre führte *Uffo* den Scepter und starb endlich nach einer eben so langen als ruhmwürdigen Regierung 264 Jahre vor der Geburt des Weltheilands.

Auf solche Weise, wie *Uffo*, die Erwartungen seiner Eltern zu täuschen, kann für diese nur angenehm sein; aber wie viele Menschen lassen sich nicht erst in der Jugend ganz vortrefflich an, und bereiten doch, wenn die Zeit nun da ist, wo die so viel versprechende Blüthe reife Frucht tragen soll, ihren Angehörigen nur Schmerz und Schande!

AMALIA SCHOPPE

Volkssagen, Märchen und Legenden aus Nord-Deutschland.

Leipzig 1833

[273]

Pape Dön, der Bettler.

Hamburgische Volkssage.

1.

Vor mehrern Jahrhunderten soll in dem schönen, damals noch weit größeren und unwegsamern Sachsenwalde ein Bettler gelebt haben, der sich *Pape Dön* nannte, und sein unsterblich Theil dem Fürsten der Hölle verkauft hatte, und zwar um den Preis einer außerordentlichen Körperkraft. Doch, so lautete sein Pakt, sollte er augenblicklich dem Teufel verfallen seyn, sobald er sich auch nur ein einziges Mal von Jemanden besiegen ließe.

Pape Dön war mit dieser Bedingung ganz zufrieden, denn da er sich so stark machen konnte, als er nur irgend zu seyn wünschte, hatte es mit dem Besiegterden für ihn eben keine Noth, und so lebte er auf seine Art herrlich und in Freuden in dem köstlichen Walde. Er hatte sich darin eine Hütte gar künstlich erbaut und dicht neben derselben an zwei von einander entfernt stehenden [274] Bäumen ein langes Seil befestigt, woran er die Schedel aller Derer aufhing, die ihm in den Weg gekommen, von ihm beraubt und getödtet worden waren; denn vom Raube lebte er jetzt, weil er dies noch leichter als das Betteln fand.

Wenn er in seiner lustigen Laune war, griff er nach seiner Fidel, spielte eine Melodie darauf, und, gegen die im Winde hin- und herschwankenden Schedel gewandt, sang er mit wunderbarer Stimme und vertrackter Gebeerde den nachstehenden, nicht eben hochpoetischen Singsang:

»Tanzet, tanzet im Winde fein,
Ihr meine lust'gen Töchterlein!
Tanzt, meine lieben Töchter und Söhne,
Das heißt euch Pape Döne.«

Dies nannte er sein *Tanzgelag*, und wollte er sich halb todt lachen, wenn der Wind alle die bleichen, fleischlosen Menschenschedel aneinander schlug und es ein seltsames Geklipper und Geklapper gab, wie von Würfeln im Becher.

Als er einst auch so sein Tanzgelag hielt, kam ein junger, stattlich aussehender und von oben bis unten gewappneter Kriegshauptmann auf ihn zugegangen, und Pape Dön ging ihn, wie er es aus List immer zu Anfang that, um ein Almosen an. Der Hauptmann gab ihm eine kleine Münze, aber kaum hatte er dies gethan, als ihm [275] der Bettler von hinten ein Netz über den Kopf warf, nach seiner neben ihm liegenden Keule sich bückte und sich anschickte, seinen Wohlthäter zu Boden zu schlagen, um ihn hernach zu berauben und seinen Schedel als Siegeszeichen zu den andern auf den Strick zu ziehen, damit er ihm auch gelegentlich etwas vortanze.

Wie ward ihm aber, als der vermeinte Hauptmann das aus starkem Tau gewirkte Netz zerriß, als wenn es von Spinnweben gewesen wäre, und ihm die mächtige Keule aus Eichenholz zerbrach, als wenn er sie aus Rohr geschnitzt gehabt hätte! Aus diesem Thun erkannte Pape Dön, daß er seinen Meister und Herrn selbst vor sich habe.

»Haha!« lachte der Alte, »Ihr seyd es, mein lieber Meister? und durch solche List wußtet Ihr mich zu besiegen?«

»In dem Pakt mit mir gilt jegliche List«, versetzte der böse Feind: »hättest Dich besser vorsehen sollen, Alter!«

»Freilich, aber geschehen ist geschehen, bester Herr, und was würd's mir helfen, wenn ich mich gegen Euch sperrte, obgleich Ihr bei dem Handel leicht ehrlicher hättet verfahren können.«

»Ich müßte ja rein selbst des Teufels seyn, und würde nicht eben weit kommen, wenn ich immer ehrlich verführe«,

hohnlachte der Böse, und streckte schon die Hand nach dem Pape Dön aus, um ihn zu ergreifen und mit ihm hinab in die Unterwelt zu fahren.

[276] »Gemach! Gemach!« sagte der Alte und trat einen Schritt zurück. »Habt ja gewaltige Eil', wie mir's scheint, und müßt gerade viel zu thun haben. Da wird Euch der neue Handel, den ich Euch eben vorschlagen wollte, wohl nicht einmal gelegen kommen, und ich muß mich nur auf die Abfahrt anschicken.«

»Und welchen Handel wolltest Du mit mir machen, lustiger Alter?« fragte ihn der Teufel neugierig.

»Nun, ich gedachte Euch dafür, daß Ihr mich noch so ein paar Jährchen laufen ließeß – wie viele, das soll bei Euch stehen – neun andre Seelen anzubieten, die ich Euch in kurzer Frist zuzuführen hoffen darf.«

»Neun andre Seelen sagst Du, Alter?« fragte der Teufel und kratzte sich hinterm Ohr –; »und das für ein paar Jahre, die ich Dir noch zugebe? Nun, es sey! aber halte mir auch Wort, denn sonst – Du kennst mich, denke ich!«

»Vollkommen, gnädiger Herr, und Ihr sollt sehen, wie gewissenhaft ich im Handel und Wandel bin.«

Der neue Pakt war geschlossen und der Böse begab sich mit Pape Dön von dannen, nachdem der Bettler ihm noch versprochen hatte, ihm sogleich die neun Opfer zu zeigen.

2.

Pape Dön hatte aber schon lange eine große Reue über seinen mit dem Bösen abgeschlossenen Handel empfunden und begab sich so nach Hamburg. »Hm!« dachte der Teufel, »der Kerl ist doch so dumm nicht, indem er recht [277] gut weiß, daß er in einer so großen Stadt leichter neun verlorne Seelen finden wird, als auf dem Lande, oder gar in seinem einsamen Walde, wo man wenig mehr zu sehen bekömmt, als unschuldige Rehe, Haasen und Hirsche, Braten, die mir nicht eben besonders munden, obgleich die Lecker-

mäuler unter den Menschen gewaltig dafür eingenommen sind.«

Pape Dön aber ging gerades Weges auf das Haus eines katholischen Priesters zu, deren es damals noch – es war vor der Reformation – eine Menge in Hamburg gab.

»Auch recht«, sagte der ihm in einiger Entfernung nachhinkende Teufel – »da wendet er sich gerade an den Rechten. Es wird wohl auch so einer von den dickbäuchigen Heuchlern seyn, der anders spricht, als er denkt, und anders lehrt, als er thut; aber der wäre wohl ohne seine Bemühung mein geworden!«

Der Priester, an den der sündhafte Pape Dön sich wandte, war aber ein wirklich frommer Mann, und so warf er sich vor ihm auf die Knie nieder, bekannte reuig alle seine Sünden, auch, daß er einen Pakt mit dem Bösen geschlossen habe, und bat ihn unter heißen Thränen, ihn aus der Gewalt des Erbfeindes der Menschheit zu erretten.

»Gern will ich das, mein Sohn«, versetzte der Priester; »aber um es zu können, muß ich Dich vorher willig zur Buße finden, und Du mußt leiblicher Strafe Dich reuig und zerknirscht unterwerfen, um ewiger zu entgehen. [278] Bekenne also sofort der weltlichen Gerechtigkeit Deine Sünden, und nimm dafür hin, was Dir dafür zuertheilt wird; dann wird Gott sich Deiner Seele auf mein Gebet und meine Fürsprache schon erbarmen. Damit aber der böse Feind Dir zuvor nichts anhaben könne, reiche mir, dem mit dem heiligen Kreuze bekleideten Diener Gottes, Deine Hand, damit ich Dich so vor die versammelten Väter der Stadt führe.«

Pape Dön war zu Allem willig, und Beide traten Hand in Hand den Weg nach dem Rathshause an, wo der Alte reuig und offen alle seine Sünden bekannte und von den versammelten Vätern der Stadt, seiner großen Verbrechen wegen, zum Tode verdammt wurde.

Er sollte den Tod am Galgen sterben, womit er auch, auf das Versprechen des Priesters bauend, daß sein unsterblich Theil gerettet werden sollte, vollkommen zufrieden war.

Der Priester gab ihm nun, um den Bösen im Fall der Noth von sich abhalten zu können, ein großes silbernes Crucifix, das er sich in seinen Gürtel vor die Brust stecken und weder bei Tage noch bei Nacht von sich lassen sollte, was er auch that.

3.

Als er nun in der Nacht so ganz allein in seiner Kammer in der Frohnerie war, erschien schnaubend und prustend der Böse, mußte sich aber, des Kreuzes wegen, in einiger Entfernung von ihm halten.

[279] »Nun?« schnob er ihn an, »was machst Du mir für Streiche? und wo sind die neun Seelen, die Du mir versprochen hast? Du denkst doch noch an unsern Handel?«

»Ei freilich, Ew. Gnaden, und auch an Eure Worte denke ich; daß in dem Handel mit Euch jegliche List gilt; was aber die neun Sünder-Seelen anbetrifft, so holt sie Euch, wo Ihr wollt.«

»Deine, Du Wortbrüchiger! ist mir gewiß, und bekomme ich sie nicht eher, so hole ich sie mir vom Galgen herunter.«

»Nach Belieben«, antwortete Pape Dön, und küßte das Crucifix, worauf der Teufel sich mit einem gewaltigen Niesen entfernte.

Als Pape Dön kurze Zeit darauf am Galgen hing und irdisch büßte, was er auf Erden verbrochen hatte, kam der Böse wirklich, um seine Seele zu holen; aber er hatte auch diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn wenige Augenblicke zuvor hatte ein von Gottes Barmherzigkeit abgesandter Engel die reuige Seele schon in den Himmel geführt.

Der Teufel wurde darauf grimmig, daß er betrogen worden war, und da er die Seele des Pape Dön nicht mehr erhaschen konnte, riß er ihm in der Nacht den Kopf ab, warf diesen in den Sachsenwald mit einem gewaltigen Wurf hinein, so daß

er auf eben dem Strick zu hängen kam, worauf die andern Köpfe hingen, und rief:

[280] »Da hänge und drehe dich nun auf ewig, du schändlicher Tanzmeister, der du sogar den Teufel betrogen hast!« Ob die Köpfe, und mit ihnen der des Pape Dön, noch im Sachsenwalde an irgend einer Stelle hängen, weiß ich nicht; doch habe ich sie dort nicht gesehen, obgleich ich oftmals darin gewesen bin.

AUGUST NODNAGEL (Hrsg.)

*Deutsche Sagen aus dem Munde deutscher Dichter
und Schriftsteller.*

Dresden und Leipzig 1836

[33]

Der Birnbaum auf dem Walsersfeld.

Es ward von unsern Vätern mit Treuen uns vermacht
Die Sage, wie die Väter sie ihnen überbracht,
Wir werden unsern Kindern vererben sie aufs neu':
Es wechseln die Geschlechter, die Sage bleibt sich treu.

Das Walsersfeld bei Salzburg, bezeichnet ist der Ort,
Dort steht ein alter Birnbaum verstümmelt und verdorrt,
Das ist die rechte Stätte, der Birnbaum ist das Maal,
Geschlagen und gewürget wird dort zum letzten Mal.

Und ist die Zeit gekommen und ist das Maaß erst voll, –
Ich sage gleich das Zeichen, woran man's kennen soll –
So wogt aus allen Enden der sündenhaften Welt
Der Krieg mit seinen Schrecken heran zum Walsersfeld.

[34] Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad seyn,
Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein,
Da rinnen rothe Ströme die Wiesenrain' entlang,
Da wird der Sieg den Guten, den Bösen Untergang.

Und wann das Werk vollendet, so deckt die Nacht es zu,
Die müden Streiter legen auf Leichen sich zur Ruh,
Und wann der junge Morgen bescheint das Blutgefild,
Da wird am Birnbaum hängen ein blanker Wappenschild.

Nun sag' ich euch das Zeichen: ihr wißt den Birnbaum
dort,

Er trauert nun entehret, verstümmelt und verdorrt,
Schon dreimal abgehauen, schlug dreimal auch zuvor
Er schon aus seiner Wurzel zum stolzen Baum empor.

Wann nun sein Stamm, der alte, zu treiben neu beginnt
Und Saft im morschen Holze aufs neu' lebendig rinnt.
Und wann den grünen Laubschmuck er wieder angethan,
Das ist das erste Zeichen: es reift die Zeit heran.

Und hat er seine Krone erneuet dicht und breit,
So rückt heran bedrohlich die langverheißne Zeit,
Und schmückt er sich mit Blüten, so ist das Ende nah,
Und trägt er reiche Früchte, so ist die Stunde da.

Der heuer ist gegangen zum Baum und ihn befragt,
Hat wundersame Kunde betroffen ausgesagt,
Ihn wollte schier bedünken, als rege sich der Saft
Und schwellen schon die Knospen mit jugendlicher Kraft.

Ob voll das Maaß der Sünde? ob reifet ihre Saat
Der Sichel schon entgegen? ob die Erfüllung naht?
Ich will es nicht berufen, doch dünkt mich eins wohl klar:
Es sind die Zeiten heuer gar ernst und sonderbar.

A. v. Chamisso.

[68] *Graf Olbertus von Calw.*

Bei hellem Vogellied was sollen Saitenklänge?
Was Sagen und Gesänge, wenn bunt die Blume blüht?

Nur wann die Aue leer und stumm in Wintertagen,
Da kann man füglich sagen und singen bunte Mähr. —

Bei Calw, in jenen Gau'n, die Würtemberg man nennet,
Wo man viel Sagen kennet von Rittern und von Frau'n,

Da liegt in Waldes Schooß ein alter Bau verstecket,
Jahrhunderte bedeckt von Epheu und von Moos.

Der Wind durchrauscht den Saal, gleich klagendem
Gewimmer,
Wo einst in goldnem Schimmer klang Laute und Pokal;

Wo einst in üpp'ger Pracht Olbertus Frau gelebet,
Nach Weltlust nur gestrebet, niemals an Gott gedacht;

Olbertus aber trüb und still gelebt in Schmerzen,
Dem Gott geweihten Herzen stets fremd die Uepp'ge blieb.

»Ich scheide«, sprach er, »Weib! Leb' wohl und sei mein
Erbe!

Ich scheid', eh' ich verderbe allhier an Seel' und Leib!

Will seh'n, wie Armuth thut; Reichthum hab ich genossen.
Leb' wohl! Dir zum Genossen verbleibt der leichte Muth!«

Und fröhlich legt vom Leib er sein Gewand von Seide,
Und zieht im Linnenkleide, ein Bettler von dem Weib.

Ihr Ring nur hält ihn fest am Finger, eng gespannt,
Bleibt, wie ins Fleisch gebannet, so sehr er zieht und preßt.

Es brennt, wie Höllenglut, das eitle Pfand des Bösen;
O! möchts vom Finger lösen mir bald ein Engel gut!

Er wallt ins Schweizerland, treibt dort als Hirt die Heerde,
Und schläft auf harter Erde und trinkt aus hohler Hand,

Und kniet auf blum'ger Au am Kreuze manche Stunden.
Sein Fleisch das ist geschwunden, sein Bart ist lang
und grau.

Im späten Abendroth, die Sage singt's, bei Schafen
Da find't den frommen Grafen ein irrer Ritter todt.

Ein Glanz sein Haupt umfließt, licht, liegt er, wie verkläret,
Vom Finger abgezehret der Ring gefallen ist.

Es ist dieselbe Nacht, da in dem hellen Saale
Beim zweiten Hochzeitmahle die Gräfin scherzt und lacht.

[69] Hoch hebt sie den Pokal, es glüh'n ihr Wang' und Lippe,
Da tritt, ein bleich Gerippe, der Tod dumpf durch den Saal.

Der läßt, zu ihr gewandt, hoch vor den Gästen allen
Den Ring ins Glas ihr fallen, sie hat ihn wohl erkannt.

Die Saiten springen laut von Harfe und von Leier,
Und an das Herz dem Freier sinkt todt die üpp'ge Braut.

J. Kerner.

Die traurige Hochzeit.

Zu Augsburg in dem hohen Saal
Herr Fugger hielt sein Hochzeitmahl.

Kunigunde hieß die junge Braut,
Saß krank und bleich, gab keinen Laut.

Zwölf goldene Becher gingen herum,
Nichts trank Herr Fugger, so bleich und stumm.

Zwölf Blumenkörbe bot man umher,
Die Braut verlangte kein Blümlein mehr.

Zwölf Harfner lockten zum Fackeltanz,
Die Fackeln gaben so matten Glanz.

Die Gäste tanzten in langen Reihn,
Zwo weiße Gestalten hinterdrein.

Die Gäste tanzten zum Saale hinaus,
Sie tanzten und tanzten wohl aus dem Haus.

Die Saiten der Harfen sprangen zumal,
Stumm schlichen die Harfner aus dem Saal.

Im Saale vernahm man keinen Laut,
Todt saßen im Dunkeln Bräutigam und Braut.

J. Kerner.

[89] Die Gottesmauer.

Drauß vor Schlesswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.

Drauß vor Schlesswig, weit vor allen
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

Drauß vor Schlesswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
»Herr, in deinen Schooß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!«
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.

Drauß vor Schlesswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

»Eine Mauer um uns baue!«
Singt das fromme Mütterlein:
»Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein!«
»Mutter, spricht der Weltgesinnte,
Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!«

[90]

»Eine Mauer um uns baue!«
Singt das fromme Mütterlein.

»Enkel, fest ist mein Vertrauen,
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann Er uns die Mauer bauen,
Was Er will, ist wohl bestellt.«
Trommeln rum didum rings prasseln;
Die Trompeten schmetterten drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach, nun bricht der Feind herein!

»Eine Mauer um uns baue!«
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
 Schwed' und Russe mit Geschrei,
 Fluchen, lärmn, toben, zechen,
 Doch dies Haus gehn sie vorbei.
 Und der Enkel spricht in Sorgen:
 »Mutter, uns verräth das Lied!«
 Aber sieh! das Heer vom Morgen
 Bis zur Nacht vorüber zieht.

»Eine Mauer um uns baue!«
 Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
 Um die Fenster stürmt der Nord.
 »Schließt die Laden, liebe Kinder!«
 Spricht die Alte, und singt fort.
 Aber mit den Flocken fliegen
 Nur Kosakenpulke 'ran;
 Rings in allen Hütten liegen
 Sechszig, auch wohl achtzig Mann.

»Eine Mauer um uns baue!«
 Singt das fromme Mütterlein.

»Eine Mauer um uns baue!«
 Singt sie fort die ganze Nacht.
 Morgens wird es still: »O schau,
 Enkel, was der Nachbar macht!«
 Auf nach innen geht die Thüre,
 Nimmer käm' er sonst heraus:
 Daß er Gottes Allmacht spüre,
 Liegt der Schnee wohl haushoch drauß.

»Eine Mauer um uns baue!«
 Sang das fromme Mütterlein.

»Ja! der Herr kann Mauern bauen!
 Liebe, gute Mutter, komm,
 Gottes Wunder anzuschauen!«
 Spricht der Enkel und ward fromm.
 Achtzehnhundertvierzehn war es,
 Als der Herr die Mauer baut',
 In der fünften Nacht des Jahres
 Hat's dem Feind davor gegraut.

»Eine Mauer um uns baue!«
 Sang das fromme Mütterlein.

Clemens Brentano.

ERNST LUDWIG ROCHHOLZ (Hrsg.)

Schwäbische Liederchronik für Schule und Haus.

Stuttgart und Tübingen 1836

[13]

Hohenstaufen.

Es steht in stiller Dämmerung
 Der alte Fels, öd' und beraubt;
 Nachtvogel kreis't in trägem Schwung,
 Wehklagend um sein moosig Haupt.

Doch wie der Mond aus Wolken bricht,
 Mit ihm der Sterne klares Heer,
 Umströmt den Fels ein seltsam Licht,
 Draus bilden sich Gestalten hehr.

Die alte Burg mit Thurm und Thor
 Erbauet sich aus Wolken klar;

Die alte Linde sproßt empor,
Und Alles wird, wie's vormals war.

So Harfe wie Trompetenstoß
Ertönt hinab ins grüne Thal;
Gezogen kommt auf schwarzem Roß
Rothbart, der Held, gekleid't in Stahl.

Und Philipp und Irene traut,
Sie wall'n zur Linde Hand in Hand:
Ein Vogel singt mit süßem Laut
Vom schönen griech'schen Heimathland.

[14] Und Konradin, an Tugend reich,
Der süße Jüngling arm, beraubt,
Im Garten steht er stumm und bleich:
Die Lilie neigt ihr traurend Haupt.

Doch kündet jetzt aus dunklem Thal
Den bleichen Tag der rothe Hahn;
Da steht der Fels gar öd' und kahl,
Verschwunden ist die Burg fortan.

An ihrer Stätt' ein Dornbusch steht,
Kalt weht der Morgen auf den Höhn, –
Und wie der Fels, so kalt und öd',
Scheint rings das deutsche Land zu stehn.

(J. Kerner.)

[23]

Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da muß't er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer.

Daselbst erhob sich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brod,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast muß't der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Deß Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück;

[24] Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünzig türkische Reiter daher,
Die huben an auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit Einem Streich
Die beiden Vorderfuß zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht;
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken heruntersinken.

Da packt die Andern kalter Graus,
 Sie fliehen in alle Welt hinaus,
 Und jedem ist's, als würd ihm mitten
 Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
 Drauf kam des Wegs 'ne Christenschaar,
 Die auch zurückgeblieben war;
 Die sahen nun mit gutem Bedacht,
 Was Arbeit unser Held gemacht.
 Von denen hat's der Kaiser vernommen,
 Der ließ den Schwaben vor sich kommen,
 Er sprach: »Sag an, mein Ritter werth!
 Wer hat dich solche Streich' gelehrt?«
 Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
 »Die Streiche sind bei uns im Schwang,
 Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
 Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche.«

(L. Uhland.)

[77]

Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
 Ihrer Länder Werth und Zahl,
 Saßen viele deutsche Fürsten
 Einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
 Ist mein Land und seine Macht,
 Silber hegen seine Berge
 Wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
 Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
 Gold'ne Saaten in den Thälern,
 Auf den Bergen edlen Wein!

Große Städte, reiche Klöster,
 Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
 Schaffen, daß mein Land den euren
 Wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard der mit dem Barte,
 Württembergs geliebter Herr,
 Sprach: Mein Land hat kleine Städte,
 Trägt nicht Berge silberschwer;

[78]

Doch *Ein* Kleinod hält's verborgen: –
 Daß in Wäldern noch so groß
 Ich mein Haupt kann kühnlich legen
 Jedem Unterthan' in Schoß.

Und es rief der Herr von Sachsen,
 Der von Bayern, der vom Rhein:
 Graf im Bart! Ihr seyd der Reichste,
 Euer Land trägt Edelstein!

(J. Kerner.)

KARL SIMROCK (Hrsg.)

*Rheinsagen aus dem Munde des Volkes
 und deutscher Dichter.*

Bonn 1837

[44]

Der Pfalzgraf und die Müllerin.

Der Pfalzgraf reitet hin zur Waid,
 Viel Knecht und Diener im Geleit.

Als sie dort durch den Thalweg ziehn,
Steht eine Mühl im stillen Grün:

Des Müllers Tochter schön und fein,
Sie schaut herab vom Fensterlein:

»O Müller, gieb dein Kind heraus,
Sonst steck ich dir den Hahn aufs Haus.«

»Steckst du den rothen Hahn aufs Haus,
Geb ich doch nicht die Tochter 'raus.«

Zuerst schlug er den Vater todt,
Zum andern die Frau Mutter roth.

Zum dritten alle Brüder drei:
»Daß Gott der Herr euch gnädig sei.«

Nun steckt der Pfalzgraf ein das Schwert,
Und nahm die Tochter mit aufs Pferd.

Und da sie kam auf grüner Haid,
Erglänzen sieben Schlösser weit.

»Schaust du die sieben Schlösser mein,
Drauf sollst du, Lieb, Pfalzgräfin sein.« –

»Ich wollt das Feur hätt sie verzehrt,
Du lägst erschlahn von Feindes Schwert.«

[45] Bei Flötenspiel und Cymbelschall,
Führt man die Braut zum hohen Saal.

»Nun iß und trink den alten Wein
Und laß dein Herze fröhlich sein.«

»Ich kann nicht trinken alten Wein,
Mein Herz kann nimmer fröhlich sein.

Zuerst schlug er den Vater todt,
Zum andern die Frau Mutter roth.

Zum dritten alle Brüder drei,
Daß Gott der Herr euch gnädig sei.«

Der Tag verging, es kam die Nacht,
Die Braut ward in die Kammer bracht.

Bei zwei und siebenzig Kerzen Schein,
Führt man die junge Braut hinein.

Wohl um die stille Mitternacht
Der junge Graf vom Schlaf erwacht.

Da wollt er küssen ihren Mund,
Doch kalt und todt die Liebste fund.

Bergisches Volkslied

[199]

Lorelei.

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt' eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Und brachte viel zu Schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt

Und mußte sie begnaden,
So schön war ihre Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret:
»Du arme Lorelei,
Wer hat dich denn verführt
Zu böser Zauberei?« –

»Herr Bischof, laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd,
Weil jeder muß verderben,
Der mir ins Auge sieht.

Meine Augen sind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberstab:
O legt mich in die Flammen!
O brechet mir den Stab!« –

[200]

»Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erst bekennt,
Warum in diesen Flammen
Mein eigen Herz schon brennt.

Den Stab kann ich nicht brechen,
Du schöne Lorelei,
Ich müßte denn zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei.« –

»Herr Bischof, mit mir Armen
Treibt nicht so bösen Spott,
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott.

Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe keinen mehr,
Den Tod sollt ihr mir geben,
Drum kam ich zu euch her.

Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

Die Augen sanft und wilde,
Die Wangen roth und weiß,
Die Worte still und milde,
Das ist mein Zauberkreis.

Ich selbst muß drin verderben,
Das Herz thut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht ich sterben,
Wenn ich mein Bildniß seh.

[201]

Drum laßt mein Recht mich finden,
Mich sterben wie ein Christ,
Denn Alles muß verschwinden,
Weil er nicht bei mir ist.« –

Drei Ritter läßt er holen:
»Bringt sie ins Kloster hin! –
Geh Lore! Gott befohlen
Sei dein bethörter Sinn.

Du sollst ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden
Zu deiner Todesreis.« –

Zum Kloster sie nun ritten
Die Ritter alle drei
Und traurig in der Mitten
Die schöne Lorelei.

»O Ritter, laßt mich gehen
Auf diesen Felsen groß,

Ich will noch einmal sehen
Nach meines Liebsten Schloß.

Ich will noch einmal sehen
Wohl in den tiefen Rhein
Und dann ins Kloster gehen
Und Gottes Jungfrau sein.»

Der Felsen ist so jähe,
So steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe
Bis daß sie oben stand.

Die Jungfrau sprach: »Da gehet
Ein Schifflin auf dem Rhein,
Der in dem Schifflin stehet,
Der soll mein Liebster sein!

[202]

Mein Herz wird mir so munter,
Es muß mein Liebster sein!«
Da lehnt sie sich hinunter
Und stürzt in den Rhein.

Klemens Brentano.

[217]

Der Mäusethurm.

Am Mäusethurm um Mitternacht
Des Bischofs Hatto Geist erwacht:
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein!

Der Hungrigen hast du Hatto gelacht,
Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht!
Drum ward jedes Körnlein im Speicher dein
Verkehrt in ein nagendes Mäuslein.

Du flohst auf den Rhein in den Inselthurm,
Doch hinter dir rauschte der Mäusesturm;
Du schloßest den Thurm mit eherner Thür,
Sie nagten den Stein und drangen herfür.

Sie fraßen die Speisen, die Lagerstatt,
Sie fraßen die Tisch dir und wurden nicht satt.
Sie fraßen dich selber zu Aller Graus
Und nagten den Namen dein überall aus.

Fern rudern die Schiffer um Mitternacht,
Wenn schwirrend dein irrender Geist erwacht.
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

August Kopisch.

[247]

Frankfurt.

Die besten seiner Helden lagen in Sachsen todt,
Da flohe Karolus Magnus der Kaiser in großer Noth.

»Laßt eine Furt uns suchen längshin am schönen Main:
O weh, da liegt ein Nebel, der Feind ist hinterdrein!«

Nun betete Kaiser Karol auf Knien an seinem Sper:
Da theilte sich der Nebel, eine Hirschin ging daher.

Die führte ihre Jungen hinüber zum andern Rand:
So machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt.

[248]

Hinüber zogen alle wie Israel durchs Meer,
Die Sachsen aber fanden im Nebel die Furt nicht mehr.

Da schlug der Kaiser Karol mit seinem Sper den Sand:
»Die Stätte sei hinfüro der Franken Furt genannt.«

Er kam da bald zurücke mit neuer Heeresmacht,
Damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht.

Doch dort am Main erpranget nun eine werthe Stadt,
Die reich ist aller Güter und edle Bürger hat.

Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Karols Kron,
Und feierlich gesetzt auf goldgestickten Thron.

Da briet man ganze Rinder, es strömte der Fülle Horn,
Es schöpfte jeder Arme Wein sich aus reichem Born.

Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal:
Mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wänd im Saal.

Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum:
Kein neuer Herscher fände zu seinem Bildniß Raum.

Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
Die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat.

August Kopisch.

CARL FRIEDRICH WILHELM RUSSWURM

Nordische Sagen der deutschen Jugend erzählt.

Leipzig 1842

[4] *Von Thor.*

Thor ist der stärkste von allen Göttern und Menschen. Er fährt in einem Wagen, bespannt mit zwei Böcken, so daß es laut erdröhnt und die Funken herausfahren. Die Menschen nennen Solches Donner und Blitz. Er schleudert seine Donnerkeile, die Alles zerstören, und tief in die Erde hineinfahren; seine stärkste Waffe aber ist sein Hammer, *Mjölnir*, von den Zwergen geschmiedet, der jederzeit trifft, wonach er wirft und immer von selbst in [5] seine Hand zurückkehrt. Um ihn mit Kraft zu führen, muß er seine eisernen Handschuhe tragen. Braucht er ihn nicht, so wird er so klein, daß er ihn im Busen tragen kann. Wenn er außerdem noch seinen Gürtel *Megingjard* umlegt, wodurch seine Kraft verdoppelt wird, so ist er seinen Feinden, den Riesen (Jätten) und andern Zauberwesen (Trollen), ein gefährlicher Gegner.

Zornig wurde einst Thor, als er erwachte und seinen Hammer neben sich vermißte; er schüttelte das Haupt, der Bart rauschte ihm, und er tastete umher. Da sprach er zu *Loke*: »Höre, Loke, ich will Dir erzählen, was Niemand weiß auf der Erde und im hohen Himmel: Der Götter Hammer ist gestohlen.« Da gingen sie zu *Freya's* schöner Burg, und Thor sprach: »Dein Flügelgewand, Freya, mußt Du mir leihen, damit ich meinen Hammer wieder erlange.« Freya sprach: »Ich würde es Dir leihen und wär' es von Gold; ich würd' Dir es geben und wär' es von Silber.« So flog nun Loke fort, es rauschte das Gefieder, bis er aus der Götterburg ins Riesenland gelangte. Hier saß auf dem Berge *Thrym*, der Fürst der Riesen; er

legte seinen Grauhunden (Wölfen) Goldbänder um, und strich seinen Pferden die Mähnen glatt. »Wie steht es bei den Asen? Wie geht es den Alfen?« rief er; »weshalb kommst Du so allein ins Land der Riesen?« Loke antwortete: »Schlecht steht es bei den Asen, übel geht es den Alfen; hast Du *Hlorrides* (Thor's, des Strahlschleuderers) Hammer verborgen?« Thrym erwiderte: »Ich habe *Hlorrides* Hammer verborgen; acht Mei-[6]llen unter der Erde liegt er, Niemand kann ihn wieder erlangen, wenn nicht Freya mir zur Gemahlin gegeben wird.«

Loke flog fort, es rauschten die Fittige, bis er aus dem Riesenlande in die Götterburg gelangte. Thor ging ihm entgegen, und rief ihm zu: »Hast Du Dein Geschäft ausgerichtet? Sag' es mir schnell in der Luft.« »Mit vieler Mühe«, antwortete Loke, »richtete ich meinen Auftrag aus: *Thrym* hat den Hammer, der Fürst der Riesen, doch Niemand kann ihn erlangen, ehe er Freya zur Ehe bekommt.«

Sie gingen zu Freya, der schönen Göttin, und Thor sprach zu ihr: »Hülle Dich ein, Freya, in den bräutlichen Schleier, daß ich Dich nach *Jötunheim* (Riesenland) geleite.« Da ward Freya zornig und stampfte, daß die ganze Götterburg erbebte; von der Brust flog ihr das herrliche Geschmeide *Brising*: »Toll mußte ich sein«, rief sie, »wollte ich mit Dir nach *Jötunheim* fahren.«

Alle Asen und Asynien (Götter und Göttinnen) kamen zur Versammlung, um sich zu berathen, wie man *Hlorrides* Hammer wieder erlangen sollte. Da sagte *Heimdall*, der lichthelle Gott, weise vor Andern: »Laßt uns Thor in den Brautschleier hüllen, und ihm das glänzende Geschmeide *Brising* anheften. Weiberkleidung falle ihm ums Kniee, und Schlüssel erklingen daran; auf der Brust trage er edle Steine, und zierlich werde ihm der Kopfschmuck zugespitzt.« Thor aber sprach, der strenge Gott: »Mich würden verachten die Götter als einen Albernem, hüllte ich mich ein in den Brautschleier.« Loke aber sprach: [7] »Halte zurück, Thor, solche Worte; denn bald würden die Riesen die

Götterburg bewohnen, wenn Du nicht Deinen Hammer wieder holtest.« Da hüllten sie Thor in den Brautschleier ein, hefteten ihm den großen Schmuck *Brising* an, ließen an ihm die Schlüssel erklingen und Weiberkleider um die Kniee ihm fallen; an der Brust glänzten ihm edle Steine, und zierlich gespitzt ward der Kopfputz. Da sagte Loke: »Auch ich will mitfahren als dienende Jungfrau; so fahren wir Beide nach *Jötunheim*.«

Sogleich wurden die Böcke von der Weide geholt und an die Stangen des Wagens gespannt. Sie eilten gewaltig; es spalteten die Berge, die Erde brannte; so eilte Thor nach *Jötunheim*.

Thrym, der Riesenfürst, rief seinen Dienern zu: »Stehet auf, ihr Riesen, und schmückt die Bänke, führt mir die liebliche Braut, Freya, herein!« Es gingen ihm auf dem Hofe goldgehörnte Rinder und kohlschwarze Ochsen, die Freude des Riesen: »Gold hab' ich genug, an Perlen keinen Mangel; Freya, die schöne, war es, die mir fehlte.«

Frühe am Abend kam Thor an, und wurde in den Saal geführt; das Bier der Riesen setzte man ihm vor. Er allein verzehrte einen Ochsen, acht Lachse und alle die kleinen Gerichte, die für die Frauen bereitet waren; dazu trank er drei Tonnen Meth. Da sagte Thrym, der Riesenfürst: »Wo sahst Du eine Braut so gierig essen? Nie habe ich Jemand breiter beißen gesehen; nie sah ich eine Jungfrau so viel trinken.« Da saß die schnelle dienende Jungfrau, und sann auf Antwort den Reden des Riesen: »Freya aß Nichts seit acht Nächten, so sehnte sie sich [8] nach der Wohnung der Riesen.« Der Riese nahte sich der Braut, sie zu küssen und neigte sich unter den Schleier, aber er sprang zurück den Saal entlang: »Wie sind die Augen Freya's so scharf? Feuer scheint aus den Augen zu brennen.« Da saß die schnelle dienende Jungfrau, und ersann Antwort auf des Riesen Frage: »Freya schlief nicht acht Nächte hindurch, so sehnte sie sich nach des Riesen Wohnung.«

Da sagte Thrym, der Fürst der Riesen: »Bringt herein den

Hammer, der Braut ihn zu opfern; legt den Mißner der Jungfrau in den Schooß, es weihe uns zusammen *War's treue Hand!* Da lachte in der Brust das Herz dem Donnerer, als er den Hammer in seiner Faust fühlte; er schlug Thrym, den Riesenfürsten und desselben ganzes Geschlecht. —

JOHANN AUGUST LEWALD

Deutsche Volks-Sagen.

Stuttgart 1845

[37] *Vom Untersberg.* [Gekürzt]

Wer hätte nicht schon vom Untersberg gehört, der eine Meile von Salzburg, beinahe siebentausend Fuß hoch aufgethürmt an dem Platze steht, wo einst eine große Hauptstadt, die Helfenburg geheißn wurde, gelegen haben soll. Der Berg ist von den herrlichsten und dichtesten Wäldern umgeben; dazwischen ziehen sich die blühendsten Alptriften, treffliche Weide [38] für's Vieh darbietend; ringsum an den Seiten des Berges wird schöner Marmor gebrochen, der zu kunstvollen Bauten und stolzen Standbildern verarbeitet wird, und in seinem Innern birgt er kostbares Erz und edles Gestein im Ueberflusse.

Der Untersberg wird auch vom Volke Wunderberg genannt, und es ziehen von ihm tausend wundervolle Geschichten durch das Land. Sie sagen, er sei inwendig ganz ausgehöhlt und mit Palästen, Kirchen, Klöstern, Gärten und den herrlichsten Quellen angefüllt. Eine Art von Menschen, doch viel kleiner als die, welche die Oberfläche der Erde bewohnen, hüten dort drunten alle diese Pracht und Herrlichkeit, und nur um die Mitternachtsstunde kommen sie zuweilen

nach Salzburg, um in der Domkirche daselbst ihren Gottesdienst zu halten. Manchmal will das Volk im Innern des Berges Schlachtgetümmel und Kriegslärm vernommen haben. Allein nicht bloß von Zwergen ist der Untersberg bewohnt, sondern auch Riesen steigen daraus zur Mitternachtsstunde an die Oberwelt hervor. Sie klimmen zum Gipfel hinan, und blicken unverwandt nach Osten, dann verschwindet die Flammensäule, die ihnen vorausleuchtet, und die Riesen mit ihr, aber die Zwerge kommen dafür aus dem Berg und brechen und hämmern am Gestein, oder sie mischen sich unter die Hirten und spielen mit dem weidenden Vieh, wobei man bemerkt haben will, daß sie netzförmige Häubchen auf dem Kopfe tragen.

Nebst diesen Riesen und Zwergen, berichtet die Sage auch noch von wilden Frauen, die im Untersberg hausen. Sie tragen weiße Gewänder und fliegende Haare, und spazieren an den höchsten Felsspitzen umher. Auch sollen sie zu Zeiten schöne Lieder singen.

Nachdem wir die Erscheinungen nun erwähnt haben, die aus dem geheimnißvollen Berge manchmal an's Tageslicht treten, wollen wir in sein Inneres selbst einmal einen Blick zu werfen wagen.

Hier sehen wir nun vorerst eine zwar mächtige aber in starrem Zauber gebannte Gestalt; es ist ein alter Kaiser. Nach Einigen ist es Karl der Große, nach Andern Friedrich der Rothbart. Doch soll der Letztere sich in den Kiffhäuser in Thüringen verwünscht haben und dort noch zu sehen sein. Wieder Andere meinen, der Kaiser im Untersberg sei kein Anderer als Karl der Fünfte. Man will ihn dort gesehen haben im großen kaiserlichen Ornat, im Kreise glänzenden Gefolges, an einem Marmortische sitzend, durch welchen ihm der Bart gewachsen, der fast dreimal um den Tisch reicht. Wann er zum dritten Mal die letzte Ecke erreicht, dann wird die große Schlacht auf dem Walserfelde geschlagen, die Engel stoßen in ihre Gerichtsposanen und der jüngste Tag bricht an, so heißt es weiter. — [...]

Wanderer wollen schon von graubärtigen Herolden angetreten worden sein, die sie in den Berg leiteten, wo sich nach langem Hinabsteigen plötzlich ein weiter Thronsaal ihren Blicken öffnete. Darin sahen sie zehntausend Ritter und hunderttausend Lanzenknechte zum Kampfe gerüstet. An dem runden Marmortische, in der Mitte des Saales, saß der Kaiser im vollen Reichsschmucke, mit lichtweißem Barte, der mit Perlen durchflochten, um den Tisch in langen Silberwogen floß. Um ihn her saßen die sieben Kurfürsten. Des Kaisers Tochter tritt zu den [39] Verzauberten hin zu gewissen Zeiten, und mißt dann des kaiserlichen Vaters langen Bart; der aber noch immer nicht das dritte Mal das Rund des Tisches umkreist hat. Wenn sie das sieht, so erstarrt sie auch wieder, bis die Stunde kommt, wo sie von Neuem nachsehen darf, ob endlich die große Zeit schon da sei.

An den großen Kirchenfesten will man den Kaiser mit seinem Gefolge nach der Domkirche in Salzburg um die Mitternachtsstunde aufbrechen gesehen haben, wo er dem Hochamt beiwohnte, das ein großer Kirchenprälat celebrirte, der mit ihm in den Untersberg verwünscht worden ist. Auch alle in frühern Zeiten vertriebenen Mönche wallen dann in langen Zügen durch Erdklüfte unter Seen und Flüssen nach benachbarten Kirchen, und halten um Mitternacht unter weithinschallendem Glockenton und Orgelklang den Gottesdienst.

Wenn ein Krieg im Werke ist, dann reiten Ritter und Reisige in glühenden Panzern auf Flammenrossen und mit funkensprühenden Waffen in der Gegend umher. Der erschreckte nächtliche Wanderer flieht; aber mit anbrechendem Tage verschwindet der Spuk, und Alles verliert sich wieder in den Untersberg, durch eine große, eiserne Pforte, die aber nur Wenigen sichtbar ist. Sie soll sich beim Hallthurm, hinter den Trümmern der Burg Plauen, zwischen wilden Felsen befinden. [. . .]

Andere Sagen berichten von den ungeheuern reichen Schätzen, die der Untersberg enthalten soll.



Der Untersberg.

Wanderer wollen von den kleinen Bergmännlein angetroffen haben, die das pure gediegene Gold in untergestellte Gefäße laufen ließen, wie wir Menschen das Wasser, das aus dem Gestein sprudelt.

Ein Bürger und Gastgeber in Salzburg, Namens Hans Gruber, der zugleich Holzmeister auf dem Untersberg war, sah einst der Arbeit seiner Knechte zu. Es war auf einem hübschen, grünen Flecke im Wald, bei der sogenannten steinernen Wand, und ein sehr schöner, [40] heiterer Tag. Der Holzmeister aß sein Nachmittagsbrod und trank frisches Wasser, das da hervorquoll.

Plötzlich gewahrt Gruber in der steinernen Wand eine geöffnete Pforte, die er nie zuvor bemerkte, und einen Mann, der wie ein Mönch gekleidet war und ihn einlud, zu ihm hinzutreten. Der Holzmeister fürchtete sich und folgte der Einladung nicht, die Jener zum Oeftern wiederholte.

Da nahm der Mönch eine goldene Kette vom Arm und bot sie Gruber an, allein dieser verweigerte sie zu nehmen, und bat sich endlich, da der Mönch ihm mit Nöthigen fortwährend zusetzte, nur ein Glied der Kette aus.

Da riß der Mönch drei Glieder von der Kette ab, warf sie Grubern in den dargehaltenen Hut und sprach dabei: Lasse Niemand diese drei Kettenglieder sehen, bis du sie drei Tage in deinem Hause hattest. Bete fleißig!

Als der Holzmeister einen scheuen Blick durch die Thür warf, glaubte er im Innern des Berges einen andern Himmel zu sehen, aber der Mönch warf die Thür zu.

Gruber that, wie ihm gesagt worden war; er verbarg das Geschenk drei Tage lang, dann zog er es hervor, um es zu wiegen, und es zeigte sich, daß es drei und ein Viertel Pfund Gold waren. Später suchte er noch oft die Pforte in der steinernen Wand, allein es war keine Spur von derselben zu entdecken. [...]

LUDWIG BECHSTEIN

Deutsches Sagenbuch

Leipzig 1853

[41]

Die Königstochter vom Rhein.

Vor grauen Zeiten soll das alte Worms auch die Hauptstadt des burgundischen Reiches gewesen sein. Ein Zigeunerweib stahl aus der Insel des Rosengartens eine Königstochter in einem kleinen Badewännlein, und trug sie über den Rhein. Niemand wußte, wo das Kind hingekommen. Sein Vater grämte sich zu Tode, und seine Mutter starb fast vor Herzeleid. Achtzehn Jahre gingen darüber hin, da ritt der Königssohn durch einen Wald, fand dort ein Wirthshaus und kehrte ein; den Wein den er begehrte, brachte ihm eine schöne Jungfrau, die ihm über alle Maassen wohlgefiel. Da er nun eines Fußbades begehrte, so rüstete ihm das die Maid mit frischen grünen Kräutern und brachte es in einem Badewännlein dargetragen. Die Wirthin aber war ein häßliches, altes, braunes Weib, die gab der Maid böse Rede, und sagte dem jungen Rittersmann, den sie nicht kannte, daß jene nur ein Findelkind sei, vor langen Jahren von ihr angenommen und auferzogen zu einer Dienstmagd. Wie aber der Königssohn sich das Badewännlein ansah, gewahrte er mit Staunen daran das Burgundische Wappenschild, und dachte bei sich selbst: wie kommt dieses Wännlein mit dem Wappen meines Stammes in dieses schlechte Wirthshaus? Und da fiel ihm bei, gehört zu haben, daß vor langen Jahren sein Schwesterlein zusammt dem Wännchen, in dem es gebadet worden, aus dem Rosengarten verschwunden sei, und daß seine Mutter ihm oft erzählt, das Schwesterlein habe ein Malzeichen am Halse gehabt, und dasselbige Zeichen entdeckte nun alsobald der Königssohn am Halse der Dienerin. Da grüßte und umfieng er sie als seine liebe Schwester, und als

die Wirthin hereintrat, fragte er diese, von wem und von wannen sie diese edle Jungfrau habe? Die Wirthin erschrak gar sehr, zitterte und erbleichte und fiel auf die Kniee. Sie hatte, da die Wärterin nur auf eine kurze Zeit sich ent- [42]fernt, Kind und Wännlein davon getragen und war eilend in einem Kahn über den Rhein hinüber gefahren.

Da zog der Königssohn sein Schwert, das war sehr spitz und scharf, und stach die böse Wirthin damit in das Ohr, daß die Spitze zum andern Ohr wieder heraustrat, hob die Maid sammt dem Wännlein auf sein Roß und ritt gen Worms zu seiner Frau Mutter. Die Königin wunderte sich baß, als sie das Paar so seltsam daher reiten sah, und fragte ihren Sohn: welch eine Dirne bringst du uns daher? Sie führt ja ein Wännlein mit sich, als wenn sie mit einem Kinde ginge? — Frau Mutter, ich bringe keine Dirne, sondern Euer verlornes Kind, mein lieb Schwesterlein, sammt dem Wännlein, darin es Euch geraubt ward vor achtzehn Jahren! — Bei dieser Rede fiel die Königin vor Freude in Ohnmacht, und als sie wieder in den Armen ihrer Kinder erwacht war, priesen alle drei den Herrn.

[50]

Der Heerwisch.

Die Leute in der Gegend der Bergstraße und insonderheit um die Orte Lorsch und Hänlein nannten und nennen die Irrwische Heerwische, und haben einen Spottreim, daß sie sie anrufen, wenn sie, wie gewöhnlich nur geschieht, in der Advertszeit sich sehen lassen:

Heerwisch, ho ho!
Brennst wie Haberstroh!
Schlag mich blitzeblo!

Das ist aber schon mehr als einem übel bekommen. Da war vor länger als dreißig Jahren einmal ein junges Mädchen, das ging zur Abendzeit an einem Sumpf bei Hänlein vorüber, da



Heerwisch, ho ho! Brennst wie Haberstroh!
Schlag mich blitzeblo!

sah sie einen Irrwisch hüpfen, und rief ihm keck und laut den Spottreim hinüber. Sogleich kam der Irrwisch über den Sumpf herüber geflattert, auf das Mädchen zu, dem ward Angst – es eilte, was es eilen konnte, seinem Aelternhause zu, der Heerwisch aber flugs hinter drein, und hatte feurige Flügel, und schlug damit wie ein recht wilder großer Sumpfvogel, auf das Mädchen los, und als sie zum Tod geängstigt, das Haus erreichte und hinein schlüpfte, war der Heerwisch auch mit drin, machte die ganze Hausflur hell, trat ihr in die Stube nach und schlug mit seiner Flackerlohe alle Leute, die [51] ihm in den Weg und Wurf kamen, dann fuhr er zum Schornstein hinauf und aus dem Schlot wie ein Feuerdrache und walzte über alle Dächer, daß sich männiglich entsetzte. Am andern Tage waren alle, und das Mädchen zumeist »blitzeblo« von des Heerwisches Schlägen. Die Heer- und Irrwische und Feuermänner werden für Verstorbene gehalten, welche wegen ihrer Uebelthaten im Leben die ewige Ruhe nicht finden, insonderheit sind es falsche Feldmesser, Grenzsteinverrücker und Bauern, die dem Nachbar die Furchen abpflügen, die in ganz Deutschland für solche gehalten werden, die als Feuermänner büßen müssen. Im deutschen Norden gelten die Irrwische für die Seelen ungetauft verstorbener Kinder. In Thüringen haben die Leute ein Sprüchwort, wenn einer recht hastig rennt: Du läufst ja wie ein feuriger Mann.

[116]

Der fliegende Holländer.

Im Lande Limburg liegt ein altes Schloß, das ist Falkenberg genannt, darin es spukt und umgeht. Eine Stimme ruft gegen die vier Wände den Klageruf: [117] Mörder! Mörder! – Zwei kleine Flämmchen flackern vor der Stimme her, aber den Rufer sieht keiner. Und das ist also seit sechshundert Jahren. Damals, vor so langer Zeit, stand das Schloß noch in seinem Glanze, zwei Brüder von Falkenberg wohnten darin, die

hießen Waleram und Reginald, und liebten beide die schöne Tochter eines Grafen von Cleve, Alix. Waleram war der glückliche, den die Jungfrau erkor, und feierte mit ihr glänzende Hochzeit. Dem verschmähten Reginald aber wandte der Rachegeist das Herz im Busen, und er ging und ermordete die Liebenden in ihrem Brautbette. Im Totenkampfe griff Waleram in des Bruders Mordwaffe, schlug ihm die blutende Hand ins Gesicht, und sank dann tot zurück. Der Mörder schnitt vom Haupt der von ihm erdolchten Braut eine Locke, und entwich, war auch nimmer zu finden, als man die Todten fand und bejammerte und den Mörder ahnete. Es lebte dazumal nicht allzuweit vom Schlosse Falkenberg ein frommer Einsiedel, dessen Klause neben einer kleinen Kapelle stand. Bei dem klopfte es an um Mitternacht und begehrte Einlaß im Namen des Himmels. Reginald war's, den die Reue marterte, und auf dessen Gesicht die Spur einer blutigen Hand unaustilgbar sichtbar war, ein Wahrzeichen, was kein Wasser abwusch. Reginald beichtete dem Einsiedel seine schwere Schuld, und der hieß ihn mit ihm gehen, und führte ihn in die Kapelle, und kniete mit ihm am Altare, und betete mit ihm die ganze Nacht. Am andern Morgen gebot der Einsiedel dem Grafen Reginald von Falkenberg: wandelt als büßender Pilger gen Norden und immer gen Norden, bis ihr keine Erde mehr unter den Füßen habt, dann wird Gott euch durch ein Zeichen offenbaren, was ihr weiter beginnen sollt. Da sprach Reginald kein anderes Wort als Amen! und verbrannte an der ewigen Ampel des Altars Alixens Locke und ging von dannen, gen Norden und immer gen Norden, und büßte und betete. Und da sind zwei Gestalten mit ihm gegangen, eine weiße zu seiner Rechten und eine schwarze zu seiner Linken; die zur Rechten bestärkte ihn im Büßen und Beten, die zur Linken aber flüsterte ihm zu, davon abzulassen, und den Freuden der Welt zu leben, und so kämpften sie um seine Seele, und dieser Kampf, den er im Herzen fühlte und mitkämpfte, war seine Buße. So ging er Tage lang, und Wochen lang, und

Monden lang, bis er am Meere stand und kein Erdreich mehr vor sich sah, darauf er seinen Fuß hätte setzen können. Aber da fuhr ein Nachen heran, da saß Einer drin, der winkte Reginald und sprach: Expectamus te! Und das war das Zeichen, und Reginald stieg in den Kahn und die zwei Gestalten mit ihm. Und der Mann im Nachen stieß ab, und fuhr nach einem großen Schiffe hin, das im Meere lag, und alle Segel aufgespannt hatte, und alle Flaggen aufgezo-gen. Da stiegen die drei an Bord und der Mann sammt dem Nachen verschwand, und das Schiff segelte durch das Meer. Reginald aber ging unter das Verdeck des Schiffes, das ganz menschenleer war und ohne alle Bemannung; da stand eine Tafel und Stühle, und die drei setzten sich, und die schwarze Gestalt legte drei beinerne Würfel auf den Tisch, und sprach: jetzt wollen wir um deine Seele würfeln bis zum jüngsten Tag.

Und das thun sie noch heute, ohne Ruder und ohne Steuer fährt das Schiff [118] durch den Ozean im Norden, zur Nacht webern Flammen auf seinen Masten und tanzen auf den Raen. Seine Segel sind grau wie Erde, und seine Flaggen sind fahl, wie abgebleichte Bänder an Todtenkränzen. Sein Bord ist leer, und am Steuer steht kein Steuermann. Sein Gang ist Flug und sein Begegnen ist Fluch, Unheil verheißend dem Fahrzeuge, dem es begegnet. Mancher Schiffer hat es schon gesehen, und es hat ihm Grausen erregt. Selbst bei Windstille fliegt es wie ein Pfeil über die Meeresglätte. Und sie nennen es den *fliegenden Holländer*.

[189]

Die drei Meister.

Zu Lübeck geschah es, daß bei einem großen Brande der Scharfrichter um das Leben kam, alsbald bewarben sich um dessen Stelle drei Meister, denn die Stelle war sehr einträglich, es gab manchmal an einem Tage 30 bis 40 arme Sünder durch das Schwert oder die scharfe Diele abzuthun, dafür

zahlte pro Mann löblicher Senat einen bis zwei rheinische Gulden. Nun wurde beschlossen, daß jeder der neuen Bewerber ein Probestück machen sollte, und der das beste thue, dem sollte die Stelle werden, das waren die Meister wohl zufrieden. An armen Sündern war kein Mangel, und die Probehinrichtung begann. Der erste Meister stellte den Verbrecher vor sich hin, führte einen Lufthieb, und man sah jetzt, daß jener ein rothes Schnürchen um den Hals hatte und närrisch mit den Augen zwinkerte. Der Meister sah das Volk an, wischte sein Schwert säuberlich, und gab dem armen Sünder einen Tritt. Da fiel er um, und der Kopf fiel von ihm ab. Er hatte ihn unversehens so schnell und meisterlich geköpft, daß er's gar nicht gemerkt hatte, und die Zuschauer hatten es auch nicht gemerkt. Lauter Beifall lohnte den großen Mann, der sein Handwerk zur Kunst erhob. Der zweite Meister erklärte, da er nun sein Probestück ablegen sollte, er müsse nun um zwei Schaffotcandidaten bitten, und hat darauf zweien mit einem Streich die Köpfe abgeschlagen, ganz kunstgerecht und meisterhaft, und viel Lob und Beifall geärrtet. Der dritte Meister erforderte wieder nur einen Delinquenten, legte diesem zwei eiserne Ringe um den Hals, und zwischen beide Ringe legte er im Nacken eine Erbse. Hierauf schwang er sein Schwert und mit sicherer Hand hieb er genau die Erbse in zwei gleiche Hälften und zwischen den beiden Ringen hindurch den Kopf vom Rumpfe. Das ward für das allergrößte Kunststück angesprochen und dieser Meister erhielt die Bestallung, die andern beiden aber wurden mit stattlicher Verehrung entlassen.

[214] *Wärwölfe, Vampire und Unterirdische.* [Gekürzt]

Viel weiß des Volkes Glaube und Aberglaube an den Ostseeküsten und dann weit hinab und hinauf, in West- und Ostpreußen, in Lithauen und bis nach Polen hinein, ja bis

Serbien, Bosnien und in die Türkei von dämonischen Wesen zu erzählen, und ließen sich davon allein Bücher füllen.

Der Wehrwolf oder Wärwolf ist gedacht als ein Mensch, der durch Zaubermittel sich zur Nachtzeit in ein reissendes Thier, insgemein in einen Wolf ver-[215]wandelt, und Menschen und Vieh anfällt, um ihnen das Blut warm aus dem Herzen zu saugen. Was der Wärwolf so im Freien und an Wachenden übt, das thut der Vampir in den Gemächern an den Schlafenden. Der Wärwolf wandelt noch unter den Lebenden, der Vampir ist ein Abgeschiedener, der seinem Grabe entsteigt, und die Menschen würgt. Das ist beider Gemeinsames und Besonderes, aber die Verwandtschaft ist noch enger begründet. Stirbt der Wärwolf und wird begraben, dann wird auch er Vampir, und kehrt mordend aus dem Grabe wieder, mit nie gestilltem Durst nach dem Blute der Lebendigen. Vampire werden aber auch solche Todte, welche von ihrem Grabeskleid irgend einen Zipfel, oder das Endchen eines Schleiers oder Bandes mit dem Munde erlangen; daran *schmatzen* sie, und so lange sie schmatzen, so lange haben und üben sie des Grabentsteigens und des Blutsaugens dämonische Gewalt. Dabei machen sie den Anfang mit den nächsten Verwandten, dadurch sind schon ganze Familien und Dörfer ausgestorben.

Ein Jäger aus Danzig beging Abends sein Revier, und sah sich plötzlich von einem ungewöhnlich großen Wolf angefallen, da er aber nicht unvorbereitet war, so schoß er, und seine Kugel zerschlug dem Wolf den rechten Vorderfuß. Mit lautem Geheul ergriff der Wolf hinkend die Flucht. Der Jäger folgte der Spur des Blutes, nachdem er von neuem seine Büchse geladen, denn er wollte sich in Besitz des schönen Wolfspelzes setzen. Die Spur leitete ihn zu einer Hütte im Walde, und in diese hinein. Da fand er eine Frau und einen Mann, und die Frau verband des Mannes rechte Hand, die von einer Kugel zerschmettert war. Der Jäger zeigte die Sache an, der Mann ward eingezogen, bekannte daß er ein Wärwolf sei und wurde lebendig verbrannt.

Im Dorfe Grabau (manche schreiben Crakau) nahe bei Danzig, nach der Küste zu, begann einmal, vor noch nicht allzulanger Zeit, ein allgemeines Sterben, und besonders wurden Jungfrauen in der Blüthe ihres Lebens hingerafft, und jede so schnell gestorbene hatte am Herzen ein kleines Wundenmal. Da fielen endlich die Dorfältesten auf den Gedanken, es möge wohl ein Vampir auf ihrem Kirchhof liegen, und ließen viele Gräber und Särge öffnen, und da fand sich auch ein Leichnam, der war nicht verweset gleich den andern, sondern Nägel und Barthaar waren ihm gewachsen, und an seinen Lippen zeigte sich die Spur frischen Blutes. Alsbald wurde das bekannte, bis nach Serbien hinein und dort sehr häufig angewandte Mittel ebenfalls angewandt. Das Haupt des Todten wurde mittelst eines Grabscheites vom Körper abgestoßen, und durch das Herz ein Pfahl von Dornholz geschlagen und alles zu Asche verbrannt. Da hörte das Sterben auf. [...]

[216] In Liefland wissen die Leute zu erzählen, daß wenn die Christnacht vorüber ist, ein hinkender Junge durch die Orte gehe, und die Bösen zusammenrufe, wie der Hirte seine Heerde, und ein anderer langer Mann haue die Säumigen, die nicht folgen wollen, grausam mit einer Draht- und Stachelgeißel und treibe sie mit Zwang von hinnen. Dann, indem sie diesem Hirten folgen, nehmen sie Wolfsgehalt an, und fallen in die Heerden, wo sie deren finden, aber Menschen dürfen sie nicht verletzen. Fließende Wasser theilt der Führer des Wärwolfheeres mit seiner Ruthe oder Geißel, daß sie trocknen Fußes hindurchgehn. Solcher Spuk dauert nur so lange die zwölf Nächte währen, vom ersten Christtag bis zum heiligen drei Königstage oder großem Neujahr, dann legen jene schrecklichen Ungethüme ihre Wärwolfsgestalt ab, und werden wieder in Menschen verwandelt. [...]